1,20 DM/Band 117

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

JASON DARK

Wenn der Werwolf heult...



Abgeschlossener Roman



Wenn der Werwolf heult

Gespenster Krimi Nr. 117

von Jason Dark

erschienen am 09.12.1975

Titelbild von Vilanova

Sinclair Crew

Wenn der Werwolf heult

Der Irre hockte hinter einem Gebüsch!

Sein Mund stand halb offen. Schaum rann über die Unterlippe, tropfte vom Kinn und benetzte den hochgeschlossenen grauen Kittelkragen.

Bald war es wieder soweit.

Immer wenn der Vollmond sein bleiches Licht auf die Erde sandte, spürte er die Erregung.

Er stand auf, schob sich mit raubtierhaften Schritten hinter dem Gebüsch hervor und sprang auf die kleine Lichtung. Hier traf ihn das Mondlicht voll. Der Irre begann sich zu verwandeln. Zuerst spürte er das mörderische Brennen, das Stück für Stück seinen gesamten Körper erfaßte.

Der Irre schrie auf. Mit wilden, abgehackten Bewegungen torkelte er über die Lichtung. So weit es ging, riß er den Kopf in den Nacken. Aus seiner Kehle drangen schaurige Laute, die an das Heulen eines Tieres erinnerten. Von einer Sekunde zur anderen veränderte sich die Haut des Mannes. Sie färbte sich dunkel, als hätte jemand den Kopf in eine Tinktur getaucht.

Der Kittel platzte auf. Die Hornknöpfe sprangen auf den Boden, wo sie vom hohen Gras verschluckt wurden. Haare begannen zu wachsen. Zuerst nur klein und weich, doch in Sekundenschnelle veränderten sie sich zu festen, biegsamen Borsten.

Auch das Gesicht machte eine Verwandlung mit. Die Nase trat zurück. Dafür sprang der Mund vor, wurde lang und spitz und veränderte sich zu einer Wolfsschnauze. Gleichzeitig dehnte sich der Körper noch weiter aus. Längst war die Hose aus den Nähten geplatzt. Mit einer wilden Bewegung schleuderte der Wolfsmensch die Schuhe von den Füßen. Seine Hände formten sich zu Pranken. An Stelle der Finger wuchsen lange, gekrümmte Nägel. Die Füße erinnerten an Tatzen. Überall war der Körper jetzt mit dichtem, braunschwarzem Fell bedeckt. Die Verwandlung zum Werwolf war vollendet.

Jegliches menschliches Fühlen war ausgeschaltet worden. Hier stand ein Tier, das sich nur von seinem tierischen Instinkt leiten ließ.

Der Werwolf hob den Kopf, richtete die spitze Schnauze gegen den nachtdunklen Himmel. Schaurig hallte sein Heulen durch den Wald. Es war eine Warnung. Eine Warnung für die Menschen, die auf der Opferliste des Werwolfs standen.

Das Ungeheuer schüttelte seinen zotteligen Körper. Es machte ein paar ungelenke Bewegungen wie ein Baby, das erst richtig laufen lernt.

Schwerfällig tappte der Werwolf über die Lichtung, erreichte den kleinen Wildwechselpfad und verschmolz mit dem Schatten der hohen Bäume.

Die Bestie war unterwegs. Nichts konnte sie jetzt noch aufhalten.

Mit jedem Schritt wurden die Bewegungen flüssiger, die Geschwindigkeit schneller.

In unregelmäßigen Abständen stieß das Ungeheuer wieder das schaurige Heulen aus. Die Pranken wischten durch die Luft, knickten Zweige und kleinere im Weg befindliche Äste mit wütenden Hieben weg. Schon jetzt konnte man ahnen, welch eine Kraft in diesem Untier steckte.

Die Tiere des Waldes flohen. Nicht einmal Vogel wagten sich in die Nähe des Werwolfs. Angst regierte. Eine Angst, die auch bald die Menschen überfallen sollte.

Der Wald lichtete sich und hörte schließlich ganz auf. Felder und Wiesen breiteten sich vor den gelben, tückisch funkelnden Augen des

Werwolfs aus.

Parallel zum Waldrand verlief eine schmale Straße, mehr ein Weg. Er führte zum Dorf und war mit Schlaglöchern und ausgefahrenen Reifenrillen übersät. Ein Wagen mußte eine gute Federung haben, um die Strecke hinter sich bringen zu können. Der Werwolf wandte sich nach rechts, von einem unerklärlichen Instinkt geleitet. Yard für Yard legte er zurück. Immer näher kam er seinen ahnungslosen Opfern.

Bald fiel der Weg etwas ab, endete in einer großen Mulde, in der das Dorf lag. Der Werwolf blieb stehen.

Wie Scherenschnitte hoben sich die Häuser gegen das gelbweiße Mondlicht ab. Deutlich sah man den spitzen Kirchturm, der alle Gebäude überragte. Der Werwolf öffnete seine Schnauze. Ein wildes, schauriges Heulen hallte weit über das Land. Es schien hinauf in den Himmel zu treiben, um in der Unendlichkeit zu verklingen. Die Bestie kündigte ihr Kommen an…

***

Max Doyle zuckte zusammen, als er das Heulen hörte. Blitzschnell schlug er einige Kreuzzeichen. Seine Lippen bewegten sich, murmelten Gebete.

Doyle trat an das Fenster und schob die Gardine ein Stick zur Seite.

Menschenleer war die Dorfstraße vor ihm. Nirgendwo brannte Licht.

Auch er stand im Dunkeln, und deshalb erschien ihm die Nacht doppelt so finster. Gespenstisch bleich leuchtete der Vollmond. Max Doyle wischte sich über die Augen. Er bemerkte, daß sein Gesicht schweißnaß war. Es war Angstschweiß, Doyle wandte sich ab. Schwer stützte er sich gegen die Wand. Seine rechte Hand fuhr unter die Jacke, berührte das geweihte Holzkreuz, das er in der Innentasche stecken hatte. Dieses Kreuz würde ihm die Kraft geben, seine Aufgabe zu meistern. Und einer mußte es tun. Es ging nicht mehr so weiter. Seit Monaten terrorisierten die Werwölfe das gesamte Dorf. Acht Menschen waren ihnen schon zum Opfer gefallen. Man hatte ihre Leichen gefunden. Bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

Und niemand wollte an die Werwölfe glauben. Man dachte an einen irren Mörder. Die Toten wurden begraben, heimlich, in aller Stille. Kein Sterbenswort drang aus dem Dorf nach draußen. Selbst der Pfarrer sagte nichts. Die Menschen hielten zusammen und duckten sich unter dem Terror der Bestien. Nur Max Doyle nicht.

Doyle war der Küster des Ortes. Über zwanzig Jahre betrieb er diesen Beruf schon. Doyle war nicht verheiratet. Er hatte Zeit gehabt, sich seinen Hobbys zu widmen. Alles Übernatürliche hatte ihn fasziniert.

Er kannte sich aus in der Welt des Übersinnlichen und wurde deshalb von den übrigen Einwohnern des Ortes als Spinner belächelt und gemieden.

Doch Max Doyle ließ sich nicht beirren. Er trieb weiter seine Studien, und dann geschahen in der Umgebung die gräßlichen Morde. Doyle hatte die Toten gesehen. Jeden von ihnen. Selbst vor Frauen machten die Bestien nicht halt. Doyle hatte genug über Werwölfe gelesen, um zu wissen, wer für die Taten verantwortlich war.

Er hatte es den Leuten mitgeteilt.

Ausgelacht hatte man ihn, und Max Doyle war noch schweigsamer, noch in sich gekehrter geworden. Schließlich hatte er sich entschlossen, den Kampf aufzunehmen. Er allein wollte die Brut ausrotten. Doch gleichzeitig hatte er sich Rückendeckung verschafft. Ein Brief war vor zwei Tagen nach Scotland Yard abgegangen. In diesem Schreiben hatte Doyle alles geschildert, peinlich genau.

Er hoffte, daß man ihn im fernen London nicht auslachen würde.

In einer Zeitung hatte Max Doyle einmal etwas über einen Inspektor Sinclair gelesen. Dieser Mann hatte schon mehrere unheimliche Fälle gelöst, und Doyle erhoffte sich von dem Inspektor Hilfe.

Der Küster blickte auf seine Uhr. Schon zehn Minuten nach Mitternacht. Er mußte sich beeilen.

Max Doyle verließ das Zimmer, betrat den schmalen Flur und nahm seinen Mantel von der Garderobe. Das Kreuz steckte in der rechten Tasche.

Max Doyle verließ das Haus. Niemand sah ihn auf die Straße treten. Sorgfältig schloß der Küster die Tür ab. Er warf noch einen letzten Blick auf das einstöckige Steinhaus und wandte sich dann ab.

Mit ruhigen Schritten ging er die Straße hinab. Schon nach einer halben Minute hatte er das Dorfende erreicht. Vor ihm lag das freie Land.

Ein leichter Nachtwind strich durch die große Mulde und wirbelte Doyles Haar durcheinander. In einiger Entfernung war eine dunkle Wand zu erkennen. Dies war der Wald, der sich etliche Meilen weit hinzog, direkt bis zur Klinik.

Doyle ging weiter. Es hatte lange nicht mehr geregnet. Der Boden war trocken und verkrustet.

Der Küster hielt sich am Wegrand. Er wollte nicht sofort gesehen werden.

Nach einigen hundert Yards schlug er sich rechts von der schmalen Straße in die Büsche. Ein ausgetrockneter Graben bot ihm Deckung.

Durch die Halme der Gräser konnte Max Doyle die Straße gut beobachten.

Der Küster nahm das Kreuz aus der Tasche. Es war kunstvoll geschnitzt und mit Weihwasser besprengt worden. Max Doyle wußte nicht, ob es eine hundertprozentig wirksame Waffe gegen den Werwolf war, aber Silber hatte er nicht zur Verfügung gehabt. Er hoffte aber, damit den Werwolf zurücktreiben zu können.

Die Minuten verrannen.

Plötzlich richtete sich Max Doyle in seinem Versteck auf. Er hatte Schritte gehört. Schwere Schritte.

Schnell näherten sie sich der Stelle, wo Max Doyle lauerte. Der Küster hielt den Atem an. So fest umkrampften seine Finger das Kreuz, daß die Knöchel weiß hervortraten. Eine unheimliche Gestalt tauchte auf. Breit und wuchtig, mit Pranken wie Schaufelräder.

Max Doyle spürte wie sein Herz schneller schlug. Auf einmal hatte er Angst. Doch er durfte nicht aufgeben. Jetzt nicht mehr. Vorsichtig richtete sich der Rüster auf. Die Grashalme bewegten sich unruhig.

Schon hörte Doyle das Keuchen des Werwolfs. Jetzt war die Bestie mit ihm auf gleicher Höhe. In diesem Augenblick sprang der Küster vor…

***

Der Werwolf war überrascht. Nie hätte er damit gerechnet, schon hier auf einen Menschen zu treffen. Doch dann meldete sich sein Mordinstinkt.

Wild fauchte er auf und riß die Schnauze auseinander. Die spitzen, dolchartigen Zähne bleckten. Der Werwolf hatte ein mörderisches Gebiß. Wehe demjenigen, der diesen Reißzähnen ausgeliefert war.

Max Doyle stand vor der Bestie. All seinen Mut hatte er zusammengerafft, um dem schrecklichen Treiben Einhalt zu gebieten. Er zitterte am ganzen Körper. Wie Stromstöße kam die Angst, jagte Schauer durch seine Adern.

Max Doyle hielt das Kreuz mit beiden Händen fest umklammert. Er hatte die Arme vorgestreckt, präsentierte der Bestie das geweihte christliche Symbol.

»Weiche, Bestie! Hinweg mit dir!« rief Doyle mit hallender Stimme.

Max Doyle glaubte an die Macht des Guten, doch in den nächsten Augenblicken zweifelte er daran. Die Pranke des Werwolf schnellte vor. Mit einem heftigen Schlag fegte sie dem Küster das Kreuz aus den Händen. Ratschend ging der Mantelärmel in Fetzen. Doyle begriff nichts mehr. Aus übergroßen Augen starrte er auf das am Boden liegende Kreuz. Er hatte all seine Hoffnung darauf gesetzt und jetzt…

Der Werwolf nutzte die Chance, die ihm Max Doyle durch seine Bewegungsunfähigkeit bot. Er sprang den Küster an.

Doyle spürte einen ungeheuren Schlag gegen die Brust und kippte nach hinten. Hart schlug er auf dem Boden auf. Er stieß sich irgendwo den Hinterkopf an, und für einen Sekundenbruchteil verschwamm alles vor seinen Augen. Der Werwolf triumphierte. Er hielt sein Opfer auf der Erde fest. Noch hatte der Küster beide Arme frei. Wild schlug er um sich, traf auch ein paarmal den Schädel der Bestie. Die Schläge steigerten deren Wut.

Die haarige Tatze bohrte sich in Doyles Mund, erstickte jeden Schrei.

Der Küster bekam keine Luft mehr. Ein weiterer Schlag gegen seinen Kopf löschte das Bewußtsein aus. Es war gut für Max Doyle. Ohne noch einmal aus der Ohnmacht zu erwachen, starb er einen schrecklichen Tod. Wenige Minuten später zog der Werwolf sein Opfer in das nahe Gebüsch. Die Tatzen fuhren nervös durch die Luft. Er sprang zurück auf den Weg und stieß ein schauriges Heulen aus.

Langgezogen hallte die Siegesmelodie der Bestie über das weite Land.

Und die Menschen in dem naheliegenden Ort atmeten auf, froh darüber, daß es diesmal nicht sie erwischt hatte. Aber der Werwolf würde zurückkommen. Vielleicht schon in der nächsten Nacht…

***

Wieder lief der Werwolf durch den Wald. Doch diesmal waren die Bewegungen matter. Die Bestie torkelte mehr, als sie ging.

Von Minute zu Minute floß die Kraft aus dem zottigen Körper.

Der Werwolf konnte sich nur für eine Stunde verwandeln, dann nahm er wieder seine alte Gestalt an.

Mit letzter Kraft erreichte er die Lichtung. Dort fiel er zu Boden.

Wieder drang das seltsame Brennen in seinen Körper. Der Werwolf jaulte schmerzerfüllt, doch in dieses Jaulen mischte sich schon der erste menschliche Ton.

Dann begann die Rückverwandlung. Der Körper schrumpfte zusammen, die Haare lösten sich wie welke Blätter, die Schnauze trat zurück, die Konturen eines menschlichen Gesichts entstanden.

Aber davon merkte die Bestie nichts. Eine tiefe Ohnmacht hielt sie umfangen, aus der sie erst wieder erwachte, als die Verwandlung vollständig abgeschlossen war. Verwirrt richtete sich der Mann auf. Er blickte an seinem Körper hinunter und erschrak. Er war nackt.

Ungläubig schüttelte der Irre den Kopf. Vergeblich versuchte er, die letzten Minuten oder Stunden zu rekonstruieren. Es fiel ihm nichts ein. In seinem Gehirn war eine absolute Leere. Der Irre lebte zwar in einer Anstalt, doch er selbst hielt sich für gesund. Was sogar stimmte. Denn dieser Mann, der völlig normal in eine Heilanstalt eingeliefert worden war, konnte nicht ahnen, welch ein schmutziges Spiel man mit ihm getrieben hatte. Ja, man wollte ihn zum Wahnsinn treiben, aber auf eine ganz gerissene Art und Weise. Doch davon ahnte der Mann nichts.

Ihn fröstelte. Der kühle Nachtwind strich über seinen Rücken. Wie ein Häufchen Elend hockte der Mann auf der Lichtung. Er wandte den Kopf und entdeckte seine Kleider. Er griff nach den Sachen und zog sie über, ohne darüber nachzudenken, weshalb alles so gekommen war. Das Unterzeug war zerrissen, es fehlten auch die Knöpfe an dem grauen Anstaltskittel. Sie lagen verstreut im Gras zwischen dichten,

braunschwarzen Haarbüscheln. Der Mann stutzte.
Wie kamen die Büschel hierher? Er ließ ein paar Haare durch seine Finger gleiten. Der Pelz fühlte sich irgendwie borstig und widerstandsfähig an.
Der Mann zuckte mit den Achseln und zog seinen Gürtel fest. Zum Glück war dieser nicht beschädigt worden. Der Mann wußte genau, wohin er sich zu wenden hatte. Zielsicher schlug er sich in die Büsche und gelangte wenig später auf einen schmalen, kaum erkennbaren Pfad. Jetzt konnte er schneller laufen.
Wie ein großes Tier huschte der Mann durch den Wald. Ein Mensch, dessen Erinnerung für eine Stunde ausgesetzt hatte und der in dieser Zeit zu einem bestialischen Mörder geworden war.
Der Mann hielt den Dauerlauf durch und erreichte eine Viertelstunde später einen sechs Fuß hohen, aus dickem Draht geflochtenen Zaun.
Der Mann wußte, daß es riskant war, den Zaun zu berühren. Er stand unter Strom, und er wäre nicht der erste gewesen, der sein Leben dort ausgehaucht hätte.
Er hütete sich, dem Zaun zu nahe zu kommen, und gelangte schließlich an eine kleine Tür, die harmonisch in den Maschendrahtzaun eingefügt worden war. Die Tür war offen.
Man konnte sie ohne weiteres berühren, da dieser Teil des Zauns gut isoliert war.
Sorgfaltig schloß der Mann die Tür hinter sich. Ein gepflegter Rasen breitete sich vor ihm aus, der leicht anstieg und an der Rückseite eines großen bungalowähnlichen Gebäudes endete.
Das Gebäude war L-förmig gebaut. Der längere Teil beherbergte die Zellen und Untersuchungsräume. Im schmaleren Teil waren die Zimmer der Ärzte und des übrigen Personals untergebracht. Außerdem gab es noch einen Kellertrakt, der gefürchtet und berüchtigt war.
Hinter den Fenstern des Gebäudes brannte kein Licht. Alles war still, und nur der keuchende Atem des Mannes drang durch die Stille.
Ein niedriger Buschgürtel zog sich um die Rückseite des Hauses. Der Mann wußte, daß dort immer einer der gefürchteten Aufpasser steckte. So war es auch diesmal.
Urplötzlich löste sich ein Schatten aus den Büschen. Ein Mann in der Kleidung der Wärter ging auf den Ankömmling zu.
»Na, wieder zurück, Rick?«
Der mit Rick Angeredete blieb stehen. Er keuchte noch vom schnellen Laufen.
»Ja«, japste er, »ich bin wieder zurück.«
Der Wärter fixierte den Mann aus kalten gelben Raubtieraugen. Dann faßte er nach dessen Schulter. Der Griff war schmerzhaft, doch Rick gab keinen Ton von sich.

»Los, komm rein.«

Der Wärter schob Rick auf das Haus zu, öffnete eine Tür und betrat mit seinem ›Opfer‹ das Innere. Durch einen schmalen Korridor erreichten sie einen langen Betongang, zu dessen beiden Seiten die einzelnen Zellen lagen. Kaltes Leuchtstoffröhrenlicht erhellte den Gang. Die grün gestrichenen Metalltüren glänzten. Sie trugen jeweils Nummern. Rechts des Ganges die geraden, links die ungeraden.

Vor der Nummer zwölf blieb der Wächter mit Rick stehen. Der Aufpasser holte einen Universalschlüssel aus der Tasche und schloß die Tür auf.

Rick ging schnell in die Zelle. Man liebte es hier nicht, wenn jemand langsam war. Strafen wären die Folge gewesen, und manche Nacht hatte Rick das Schreien der Gefolterten schon gehört.

Ein Bett, mehr eine Pritsche, ein Schemel und ein Waschbecken, das war die gesamte Einrichtung. Die Lampe an der Decke war durch ein Maschendrahtgitter geschützt.

Wuchtig warf der Wärter die Tür hinter Rick ins Schloß, blickte noch einmal durch das Guckloch und überzeugte sich davon, daß der Patient ruhig auf seinem Schemel saß. Dann ging er weg.

Die mit Eisenplättchen versehenen Absätze seiner Schuhe knallten auf dem glatten Beton. Die Echos wurden von den kahlen Wänden zurückgeworfen.

Der Wärter ging bis zu einer großen Tür und schloß diese mit einem Spezialschlüssel auf. Dahinter befand sich der andere Teil der Klinik.

Hier war alles wesentlich freundlicher eingerichtet. Teppiche bedeckten den Boden, die Wände waren farbenfroh tapeziert, und Reproduktionen moderner Künstler gaben den letzten Schliff. Im großen und ganzen konnte man sich hier schon wohl fühlen.

Der Wärter zündete sich eine Zigarette an. Er paffte hastig und hätte sich fast an dem Rauch verschluckt. Ihm paßte die Geschichte nicht mehr. Man war in dieser verdammten Klinik zu sehr isoliert. Keine Frauen, kein Vergnügen – nichts. Nur immer aufpassen und manchmal – alle vier Wochen, wenn Vollmond war – einen der Irren wieder auf das Anstaltsgelände lassen. Jedesmal war es ein anderer gewesen. Der Wärter hatte sowieso das Gefühl, daß diese Leute gar nicht hierher gehörten, aber er kümmerte sich nicht weiter darum. Die Bezahlung stimmte, und das war für ihn die Hauptsache. Nur eben die kleinen Vergnügen, die man als richtiger Mann eben brauchte, die gab es hier nicht.

Der Wärter hatte lange nachgedacht und war zu der Überzeugung gelangt, einmal mit Dr. Cazalis, einem der leitenden Ärzte, zu reden.

Cazalis' Büro befand sich im Mitteltrakt des kleinen Flügels. Die Fenster lagen nach vorn hinaus. Cazalis hatte heute Nachtdienst, und der Wärter mußte sowieso zu ihm, um Bericht zu erstatten.

Er blieb für einige Sekunden vor der Tür stehen, fuhr sich noch einmal durch die Haare und klopfte dann gegen das braun gebeizte Holz.
»Ja, bitte«, ertönte eine Stimme. Der Wärter trat ein.

***

Dr. Cazalis saß hinter seinem Schreibtisch. Er hatte ein Buch vor sich liegen und klappte es jetzt zu, als der Wärter das Zimmer betrat.
Cazalis war noch relativ jung und doch schon eine respektable Erscheinung.
Er hatte dunkles Haar, das immer sorgfältig gekämmt war. Die langen Koteletten hatten einen Stich ins Graue, und Spötter sagten, daß Cazalis sie immer färben ließ. Seine Eitelkeit war berühmt und berüchtigt. Er war der Typ, der jeder Frau nachstieg und – wenn er sie erst einmal rumgekriegt hatte – sie wieder fallen ließ wie eine leere Tüte.
Cazalis' Gesicht strahlte Härte und Energie aus. Eckig sprang sein Kinn vor. Für eine immer braune Hautfarbe sorgte die Höhensonne. Die Augen waren kalt und von undefinierbarer Farbe. Sie verschwanden fast in den tiefliegenden Höhlen.
Dr. Cazalis trug einen weißen Kittel. Im Kragenausschnitt leuchtete die rote Krawatte wie ein großer Blutstropfen.
Der Wärter blieb dicht vor dem Schreibtisch stehen, und er lächelte verlegen, während er nicht wußte, was er mit seinen Händen anfangen sollte.
Das Büro war modern eingerichtet, mit Schiebeschränken und einer Sitzgruppe aus schwarzem Leder.
Cazalis sah den Wärter von unten herauf an. Seine kräftigen Finger spielten mit einem Bleistift. Der Wärter konnte erkennen, daß auf dem Handrücken des Mannes dichte, schwarze Härchen wuchsen.
Dr. Cazalis wirkte irgendwie desinteressiert. Doch das war nur äußerlich. In Wirklichkeit war er gespannt wie immer. Er zeigte es nur nicht.
Die Schreibtischlampe gab dem nüchtern eingerichteten Büro einen leicht gemütlichen Anstrich, der jedoch durch Dr. Cazalis' Erscheinung getrübt wurde.
»Hat alles geklappt?« fragte Cazalis. Seine Stimme klang befehlsgewohnt. Man konnte ihr anmerken, daß Cazalis es gewohnt war, niemals etwas zweimal zu sagen.
»Ja, Doktor. Der Mann ist zurückgekommen.« Der Wärter bestätigte durch ein kräftiges Nicken seine Worte.
»Gut, Sie können dann gehen. Und zu niemandem ein Wort, verstanden?«
»Klar, Doktor. War ich schon jemals geschwätzig?« Der Wärter

versuchte sich anzubiedern.
»Das möchte ich Ihnen auch nicht geraten haben.«
Für Cazalis war das Gespräch beendet. Er widmete sich wieder seinem Buch, Cazalis hob den Kopf. »Ist noch was?«
Der Wärter faßte sich ein Herz. »Ja, Sir, ich – äh – ich hätte da noch ein Problem.«
»Sagen Sie es.«
»Danke, Sir, danke.« Der Wärter lächelte.
»Geschenkt.«
»Es ist nämlich so, Sir. Ich meine, ich tu hier meinen Dienst. Tag und Nacht, und ich…«
»Sind Sie mit der Bezahlung unzufrieden? Die ist doch wohl gut genug«, unterbrach Cazalis den Mann.
»Nein, Sir. Um Himmels willen. Davon rede ich ja gar nicht. Geld verdiene ich hier reichlich.«
»Was ist es dann?«
»Nun, Sir, ich weiß nicht so recht, wie ich es erklären soll. Also, ich bin schon über sechs Wochen in der Klinik und nie in der Zwischenzeit rausgekommen. Ich habe keine Kneipe gesehen, keine Frau gehabt. Das ist es, was mich am meisten stört.« Der Wärter atmete auf. Endlich war es heraus.
Cazalis sagte erst mal nichts. Doch dann legte sich ein spöttisches Lächeln um seine Mundwinkel. »Eine Frau wollen Sie also. Mehr nicht. Ja, sind Sie denn des Wahnsinns? Sie gehören wohl bald selbst zu den Irren. Sie haben einen Vertrag unterschrieben, mein lieber Mann. Und den müssen Sie einhalten. Wenn nicht, haben Sie sich die Folgen selber zuzuschreiben. Sie haben über alles, was Sie sehen, strengstes Stillschweigen zu bewahren, darüber sind wir uns doch einig. Oder?« Der Wärter nickte.
»Gut. Und wie ich Leute Ihres Schlages kenne, laufen Sie in die nächste Kneipe, lassen sich vollaufen und riskieren eine große Lippe. Sie reden von der Anstalt und von dem, was Sie hier gesehen haben. Es würden sich bestimmt bald einige Leute für uns interessieren, die wir hier nicht gern sehen. Ich wüßte daher sehr bald, wem ich diesen Besuch zu verdanken hätte. Was schätzen Sie, würde mit Ihnen geschehen?«
Der Wärter war bei den Worten des Arztes blaß geworden. Er schluckte krampfhaft. Sein Adamsapfel hüpfte auf und ab. »Ich weiß es nicht, Sir«, preßte er hervor.
Cazalis lächelte. »Sie kämen nie mehr dazu, auch nur noch ein Wort zu sagen. Ich hoffe, wir haben uns verstanden. Und jetzt gehen Sie!«
Der Wärter hatte die versteckte Morddrohung wohl verstanden.
Er nickte schnell und sagte: »Ich werde Ihnen keine Schwierigkeiten machen, Sir.«

Darum drehte er sich auf dem Absatz um und ging mit hastigen Schritten aus dem Büro. Draußen auf dem Flur merkte er, daß er in Schweiß gebadet war.

Dr. Cazalis aber blickte nachdenklich auf das Türblatt. Der Wärter wurde zum Risiko. Und Risiken mußte man von vornherein ausschalten.

Mit einem Ruck zerbrach der Arzt den Bleistift in seiner Hand und schleuderte die beiden Hälften in einen Papierkorb.

***

In den Morgenstunden hatte, sich Nebel gebildet. Wie dicke Watteschleier krochen die Schwaden über den Boden und näßten Wiesen und Wälder.

In Hawick – so hieß der kleine Ort nahe der Klinik – schliefen die meisten noch.

Nur die Holzfäller waren schon auf den Beinen. Sie wollten mit ihrem Wagen hinaus in den Wald fahren, um einige Baumriesen zu fällen.

Drei Männer waren es. Kräftige Burschen mit wettergegerbten Gesichtern und schwieligen Händen. Sie trafen sich am Ortsausgang. Zigaretten glühten.

Die Männer waren schweigsam. Man kannte sich, und am frühen Morgen gab es sowieso nicht viel zu erzählen. »Dann mal los«, sagte der kräftigste unter ihnen. Er schwang sich auf den grün lackierten Trecker und ließ die Maschine kommen. Die Scheinwerfer kämpften vergeblich gegen den Nebel an.

Die beiden anderen Männer kletterten auf die Ladefläche des Anhängers, wo auch die Werkzeuge lagen. Die große Motorsäge, mehrere Beile und auch Schaufeln.

Die Holzfäller auf dem Anhänger brüteten vor sich hin. Sie hingen ihren Gedanken nach.

Die Holzfäller waren Angestellte des staatlichen Forstamtes, das allerdings über zwanzig Meilen weit weg lag. Früher waren die Männer selbständig gewesen, aber der Druck der Konkurrenz war zu groß geworden, als daß sie hätten weiter existieren können. So waren sie dann in den Dienst des Staates getreten. Der plötzliche Ruck, mit dem der Fahrer stoppte, warf die beiden auf der Ladefläche durcheinander. Sie rollten bis gegen den Rand und stießen sich schmerzhaft die Köpfe. Fluchend sprangen sie auf die Erde. »Kannst du nicht aufpassen, du Esel? Sag uns nächstens…« Der Mann verstummte, als er plötzlich den Fahrer auftauchen sah. Er hatte Augen und Mund aufgerissen. Ein gequältes Stöhnen drang über seine Lippen. Trotz des Nebels war zu erkennen, daß sein Gesicht eine gelbgrüne Farbe angenommen hatte. Der Fahrer sah aus, als müsse er sich jeden

Augenblick übergeben.

»Was ist los, Ben?« rief einer seiner Kollegen und faßte den Fahrer an beide Schultern.

»Dort – dort – im Gebüsch. Ich – ich sah zuerst nur die Hand, und dann…«

Der Fahrer riß sich los, taumelte zur Seite und übergab sich. Die beiden anderen Männer sahen sich schweigend an. Langsam stahl sich die Angst in ihre Gesichter. »Das neunte Opfer«, flüsterte der älteste von ihnen und konnte nicht vermeiden, daß ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Ben, der Fahrer, kam zurück. Er hatte die letzten Worte gerade noch mitgehört.

»Ja«, würgte er. »Der Irre war wieder am Werk.«

»Wer ist es denn?«

»Max Doyle, der Küster.«

»Himmel, ausgerechnet Max.« Der Holzfäller, der die Frage gestellt hatte, faßte sich an den Kopf. »Max hat doch immer von den Werwölfen erzählt. Das ist die Rache. Jetzt hat es ihn selbst erwischt. Er hätte nicht soviel reden sollen.«

»Vielleicht war es ein Wolf«, warf Ben ein. »Wenn du die Verletzungen siehst…«

»Glaubst du jetzt auch noch an den Quatsch? Nein, das waren die Irren aus der Klinik.«

»Und wenn, wir dürfen nicht mehr länger schweigen«, sagte Ben. »Es muß endlich was geschehen. Das ist jetzt der neunte Mord. Wir werden nicht mehr den Mund halten. Die rotten ja das ganze Dorf aus.«

»Warte erst mal ab«, erwiderte sein Kollege. »Wir fahren zurück und melden den Fall.«

Die Männer schwangen sich wieder auf den Trecker und fuhren denselben Weg zurück. Sie hielten an der Kirche. Ben war es, der beim Pfarrer Sturm läutete. Der Pfarrer kam nach fünf Minuten. Er war sehr unwirsch über die frühe Störung. »Was gibt es denn?«

Ben berichtete mit zitternder Stimme. Der Pfarrer hörte dem Holzfäller zu. Entsetzen breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Wir dürfen jetzt nicht mehr länger schweigen!« rief Ben wild.

Der Pfarrer blickte den Holzfäller an. »Nichts wird weitergemeldet, nichts. Wir werden den Toten begraben, und alles geht wieder seinen gewohnten Gang.«

Ben schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Verdammt noch mal. Ich bin hier in Hawick geboren, lebe jetzt sechsunddreißig Jahre hier – und…« Ben brach ab. »Sagen Sie mir den Grund, Pfarrer. Sagen Sie mir, warum Sie den oder die Mörder decken.«

»Nein!«

Ben atmete gepreßt aus. »Es gibt aber einen Grund.«
Der Pfarrer wandte sich ab. »Ich muß mich jetzt umziehen. Ich fahre dann mit nach draußen.«
Ben ballte die Hände zu Fäusten. Etwas stimmte im Dorf nicht.
Es mußte irgendein Geheimnis geben, von dem die meisten nichts wußten.
Aber welches?
Der Holzfäller Ben schwor sich in diesen Augenblicken, das Geheimnis zu lüften.
Der Pfarrer war schnell fertig. Er hatte sich nur noch einen langen Mantel übergeworfen.
»Wir gehen noch beim Bürgermeister vorbei«, sagte er. »Und den Leichenbestatter nehmen wir auch gleich mit.«
Ben nickte. Er beschloß, vorerst mal den Mund zu halten.
Zuviel fragen war auch nicht gut. Aber dafür würde er in Zukunft die Augen besser offenhalten.
Vielleicht kam er dem Geheimnis auf die Spur.

***

John Sinclair war befördert worden!
Oberinspektor stand jetzt neben seiner Bürotür. Säuberlich in Normschrift gepinselt. Und mehr Geld gab es auch. John war mit der Beförderung eine Gehaltsklasse höher gerutscht. Die offizielle Feier fand am Vormittag statt. Superintendent Powell, Johns Chef und direkter Vorgesetzter, hielt eine seiner berühmt-berüchtigten Reden. Er sprach lange und viel und hob immer wieder Johns Verdienste hervor. Insbesondere wurde der Kampf gegen Dr. Tod mehrmals erwähnt. Das war auch der Grund, warum man John befördert hatte.
Die Yard-Prominenz war versammelt. Mit gerührter Stimme las Powell ein Telegramm des Innenministers vor, der von Johns Erfolgen immer unterrichtet wurde.
Und wieder wechselten sich die Redner ab. Einer versuchte den anderen zu übertrumpfen.
John saß in der ersten Reihe und mußte sich gewaltsam wachhalten. Es wäre zu sehr aufgefallen, wenn er hier eingenickt wäre. Außerdem saß Superintendent Powell neben ihm, wenn er nicht gerade am Rednerpult stand.
Für Powell war dieser Vormittag ebenfalls ein großer Triumph. Wie oft waren er und seine Abteilung belächelt worden. Man hatte sie nie ganz ernst genommen, bis die ersten Erfolge nachgewiesen werden konnten. Und von diesem Zeitpunkt an nahm die Abteilung Powell eine Sonderstellung ein. Fall für Fall wurde gelöst. Wo andere aufgaben und sich nicht zuständig fühlten, fing John Sinclair erst an. Ihm hatten sie es zu verdanken, daß die Schrecken der Dämonenwelt

noch nicht in das Leben auf der Erde eingegriffen hatten. John Sinclair – auch Geisterjäger genannt – und einige seiner Freunde hatten die Mächte des Bösen immer in ihre Schranken zurückgewiesen. Trotzdem war Oberinspektor Sinclair kein Mann, der viel Aufsehen um seine Person machte. John kam eigentlich mit jedem gut aus und hatte immer einen Witz auf der Zunge. Er war knapp über dreißig und Junggeselle, zur Freude vieler Verehrerinnen.

Superintendent Powell stieß John von der Seite an. »Na, wie gefällt Ihnen das, Oberinspektor?«

»Mäßig bis regelmäßig.«

Powell verzog das Gesicht, als hätte er wieder einen Schluck von seinem Magenwasser genommen. »Solch eine Ehrung hat es noch nie für einen Beamten gegeben«, flüsterte Powell. »Und Sie nehmen das hin, als wäre es eine Stehparty.«

»Das wäre mir, ehrlich gesagt, lieber, Sir.« Nach dieser Antwort zog Powell es vor zu schweigen. Noch eine Stunde dehnte sich der offizielle Teil. Dann kamen die Gratulationen. John schüttelte viele Hände. Manch älterer Kollege zog ein säuerliches Gesicht. Sie hatten sich eher eine Beförderung ausgerechnet.

Dann ging man essen, und anschließend hatte John frei. Er mußte sich ausruhen, denn am Abend begann erst die richtige Beförderungsfeier.

Bill Conolly – Johns bester Freund – hatte sein Haus und Garten zur Verfügung gestellt. Der alte Haudegen hatte es sich nicht nehmen lassen, John diesen Abend zu verschönern.

Gegen neunzehn Uhr traf John bei den Conollys ein. Sheila, Bills Frau, begrüßte ihn. Einige Gäste waren schon da, unter anderem auch Jane Collins, eine Privatdetektivin, die John bei seinem Abenteuer in Rumänien kennengelernt hatte.

Der Geisterjäger war wirklich überrascht, als er Jane sah, »Teufel, damit habe ich nicht gerechnet«, sagte er mit rauher Stimme.

Bill Conolly grinste im Hintergrund.

Jane Collins sah toll aus. Sie trug ein eng anliegendes buntes Kleid, das bis zu den Füßen reichte. Der Ausschnitt war gewagt und stellte eine Herausforderung dar. Das blonde Haar fiel Jane bis auf die Schultern, und über ihr Gesicht flog ein herzliches Lächeln, als sie John erkannte.

»Gratuliere, Herr Oberinspektor«, sagte sie und hängte sich bei John Sinclair ein.

Der frisch Beförderte wandte den Kopf. »Irgendwann haben wir uns doch mal den Bruderkuß gegeben, oder irre ich mich da?«

»Nein, ganz bestimmt nicht.«

»Na also.« John zog Jane Collins weiter in den Garten. »Komm, laß uns eine Runde tanzen. Ich brauche etwas Bewegung.«

Einschmeichelnde Musik klang aus den Lautsprechern. Bill hatte den großen Garten mit Lampions schmücken lassen. Es sollte eine richtige Sommerfete werden.

Auf diesen Tanz hatte Jane lange gewartet. Sie schmiegte sich so eng an John Sinclair, daß diesem heiß und kalt zugleich wurde. Sanft fuhren Janes Lippen über Johns Wangen.

»Du hattest mir doch etwas versprochen, großer Geisterjäger.«

John räusperte sich die Kehle frei. »Was denn?«

»Wollte mich ein gewisser John Sinclair nicht mal in meiner Wohnung besuchen?«

»… damit du ihm die Briefmarken zeigen kannst?« spann John den Faden weiter.

»Muß es gerade die Briefmarkensammlung sein?«

Das war deutlich. Und John gab auch eine ebenso deutliche Antwort.

Nach gut zehn Minuten Nahkampf trennte Bill die beiden Tanzenden. »Mensch, ihr habt's nötig«, rief er vergnügt.

»Du bist ja verheiratet«, meinte John lachend.

Bill Conolly trug den linken Arm immer noch in der Schlinge. Ein Andenken an den letzten Fall.

John blickte sich im Garten um. »Fast so wie bei der Horror-Fete auf Schloß Darwood.«

»Mensch, hör ja auf!« rief Bill. »Aber etwas anderes. Weißt du, wer gerade gekommen ist?«

»Nein.«

»Dein Chef.«

»Das gibt es doch nicht.«

»Wie du siehst – ja.«

»Na, denn«, sagte John und ging auf Sheila Conolly zu, die mit einem Tablett voll Sektgläsern ankam. Bills Frau hatte Superintendent Powell im Schlepptau. Sheila brauchte sich hinter Jane Collins nicht zu verstecken. Sie trug ein flaschengrünes Gartenkleid und hatte eine flammendrote Perücke über ihr natürliches Haar gestülpt.

»Die tizianrote Bestie«, sagte John und hob sein Glas. Auch die anderen hatten inzwischen die Sektgläser genommen. Sogar Superintendent Powell – sonst Sprudelfan – ließ es sich nicht nehmen, einen kräftigen Schluck auf Johns Beförderung zu trinken. Der Abend wurde ein Erfolg.

Einmal fragte Bill Conolly: »Sag mal, soll ich dich jetzt eigentlich Obergeisterjäger nennen?«

»Untersteh dich«, drohte John. »Du weißt, ich habe noch den Silbernagel. Der wird dir bestimmt als drittes Auge gut zu Gesicht stehen.«

»Ich sag's ja immer«, stöhnte Bill. »Mit der Zeit stumpft man ab.«

»Das sieht man bei dir am besten.«

Die Flachserei ging hin und her. Der würzige Duft von gegrilltem Fleisch lag über dem Garten und heizte immer wieder den Appetit der Gäste an.

Selbst Superintendent Powell griff kräftig zu. Bill, der sein loses Mundwerk natürlich nicht halten konnte, fragte: »Soll ich Ihnen etwas einpacken, damit Sie zu Hause auch noch etwas haben?«

Der Blick, mit dem Powell den Reporter anschließend bedachte, hätte eine ganze Kompanie töten können. Doch Bill war eine Frohnatur. Er zog sich lachend zurück. Die Zeit verging wie im Flug. Und ehe man sich versah, war Mitternacht schon vorbei.

»Heute ist schon morgen«, sagte John laut und hob noch mal sein Glas.

Er war in einer blendenden Stimmung. Noch ahnte er nicht, was ihn in den nächsten Tagen alles erwartete. Und das war auch gut so.

Gegen drei Uhr wurde Jane Collins auf einmal müde. Sie wollte nach Hause. Da John sich nicht mehr traute zu fahren, besorgte Bill Conolly ein Taxi.

»Du kannst ja noch hierbleiben«, meinte der Reporter, als Jane mal kurz weg war, um sich frisch zu machen. »Ich kann mir auch einen Ring irgendwo durchstecken«, erwiderte der Geisterjäger.

»Was wird denn Jane dazu sagen?« fragte Bill grinsend. Ehe John eine Antwort geben konnte, kam die Privatdetektivin zurück Sie war schon etwas beschwipst und drohte schelmisch mit dem Zeigefinger.

»Wenn zwei Männer flüstern, geht es meistens um Thema Nummer eins.«

»Aber wo denkst du hin«, sagte John, »wir haben uns über Dämonen unterhalten.«

»Wer's glaubt, wird selig«, erwiderte Jane. »Kommen Sie, Herr Oberinspektor, das Taxi wartet.«

John kam zwar in dieser Nacht noch ins Bett, aber von Schlafen konnte keine Rede sein…

Am nächsten Morgen schien die Sonne, aber trotzdem hatte John einen leicht trüben Blick.

Er rief im Yard an und wollte sich einen Tag Urlaub nehmen.

Doch daraus wurde nichts. Superintendent Powell verlangte nach ihm.

Also ließ sich John Sinclair von Jane Collins zum Yard fahren.

»Dein Chef hat auch kein Verständnis«, sagte sie.

John zuckte mit den Schultern. »Bestimmt ist wieder irgendwo eine Schweinerei passiert. Sehr fröhlich hörte sich Powells Stimme nicht gerade an.«

John fuhr sofort hoch zu Powells Büro.

Der Superintendent hatte wieder sein Mineralwasser vor sich stehen und zog ein noch saureres Gesicht als sonst.

Wahrscheinlich war ihm der gestrige Abend doch nicht so gut bekommen.

Zur Begrüßung präsentierte er dem Oberinspektor einen drei Seiten langen Brief.

»Lesen Sie.«

John las Wort für Wort. Und je länger er las, um so mehr verschloß sich sein Gesicht.

In dem Brief war die Rede von einer Mordserie in dem kleinen Ort Hawick, im Nordwesten der Insel. Der Schreiber äußerte den Verdacht, daß hier Werwölfe im Spiel waren. Er hatte heimliche Aufnahmen von den Opfern gemacht und die Bilder dazu gelegt.

John, der schon sehr viel gesehen hatte, mußte hart schlucken, als er die Fotos sah. Das konnte nur die Tat eines Wahnsinnigen oder eines Tieres gewesen sein. Der Schreiber – Max Doyle mit Namen – hatte die Verhältnisse in Hawick genau geschildert, und John wurde den Verdacht nicht los, daß in diesem Ort nicht alles Geheuer war.

Langsam ließ der Oberinspektor den Brief sinken.

»Nun?« fragte Superintendent Powell knapp.

»Ich werde hinfahren, Sir«, sagte John.

»Das hatte ich mir auch schon gedacht. Finden Sie diese Bestie. Wann fahren Sie ab?«

John wischte sich über sein Gesicht. »Ist es zuviel verlangt, wenn ich erst noch eine Mütze voll Schlaf nehme? Außerdem ist mein Wagen noch nicht da. Bill Conolly wird ihn im Laufe des Tages zurückbringen. Ich fahre dann am späten Abend los und bin morgen früh in Hawick.«

Superintendent Powell nickte. »Viel Glück, John«, sagte er, »und sehen Sie sich vor. Ich habe da so ein komisches Gefühl.«

»Wird schon schiefgehen, Sir.«

***

Es regnete. Ein warmer, unangenehmer Sommerregen fiel aus den tief hängenden Wolken. Wie unzählige graue Bindfäden schienen die Regenschleier auf die Erde niederzugehen. Das Wetter machte die Umgebung des kleinen Ortes Hawick noch trostloser. Die Häuser verschwammen in einem verwaschenen Grau. Schon am Tage mußte das Licht angemacht werden, und die erleuchteten Fenster wirkten wie verwaschene Flecke. Ausgerechnet an diesem Tag war Max Doyles Beerdigung. Fast alle Dorfbewohner hatten sich in der kleinen Kirche versammelt, um an der Trauerfeier teilzunehmen. Die Gebete des Pfarrers wurden nur ab und zu von dem Schluchzen der Frauen unterbrochen. Max Doyle hatte keine Angehörigen gehabt. Angeblich sollte da zwar noch eine Cousine existieren, doch niemand kannte ihren Wohnsitz. So kam es, daß kein Verwandter an Doyles

Beerdigung teilnahm. Nach dem Requiem gingen die Menschen zum Friedhof. Sechs Männer trugen den Sarg mit den sterblichen Überresten des Küsters. Die schweigende Prozession zog sich wie eine lange Schlange durch das Dorf.

Der Friedhof lag nicht nahe der Kirche, sondern in der entgegengesetzten Richtung. Umgeben von einer mannshohen Steinmauer mit einem breiten Eisentor, das jedoch immer offenstand.

Der Pfarrer ging mit den beiden Meßdienern voran. Die Männer waren naß bis auf die Haut, sie trugen keine Schirme. Die Wege auf dem Gottesacker waren mit Kies bestreut. Er glänzte vor Feuchtigkeit.

Max Doyles Grab war schon ausgehoben worden. Seile lagen bereit, um den Sarg in die Tiefe zu lassen. Schweigend machten sich die Männer an die makabre Arbeit. Der schwere Sarg rutschte über die Seile und hatte dann festen Grund unter sich.

Die sechs Männer traten zurück und falteten ihre Hände. Pfarrer Harker begann mit seiner kurzen Predigt. Er hob nur die Verdienste des Küsters hervor und erwähnte mit keinem einzigen Wort dessen schreckliches Ende. Die Frauen weinten unter ihren großen dunklen Schirmen. Es war nicht so sehr die Trauer um Max Doyle, sondern vielmehr die Angst vor einer ungewissen Zukunft. Niemand wußte, wie es weitergehen sollte.

Die Männer verbargen ihre Gefühle besser. Auch sie bewegte eine ohnmächtige Wut, und manch einer stand da mit zu Fäusten geballten Händen.

Pfarrer Harker hatte seine Predigt beendet, segnete den Sarg und nahm als erster die Schaufel zur Hand, um Lehm in die Grube zu werfen.

Die Männer taten es ihm nach. Die Frauen warfen Blumen in das Grab. Ein paar Kränze, deren Schleifen naß auf dem Lehmboden lagen, waren der letzte Gruß der Dorfgemeinschaft. Bevor der Pfarrer sich abwandte, blickte er jeden einzelnen an. Es schien, als wolle er sich die Gesichter noch einmal einprägen. Auf Ben Strom, dem Holzfäller, blieb sein Blick etwas länger haften.

Ben senkte nicht den Kopf. Im Gegenteil, er sah dem Pfarrer fest in die Augen.

Die Menschen wandten sich ab, schweigend, in sich gekehrt. In diesem Augenblick ertönte ein häßliches Geheul. Es schien von überall her zu kommen und hallte wie eine schaurige Melodie über den kleinen Friedhof. Das Geheul zerrte an den Nerven der Menschen und ließ die Anwesenden stocksteif stehenbleiben.

Noch einmal steigerte sich dieser häßliche Ton und verklang dann langsam in einer unendlichen Ferne.

Die Menschen atmeten auf. Doch niemand wagte ein Wort zu sagen. Selbst der Pfarrer hielt seinen Mund. Es schien, als liegen unsichtbare

Fesseln über den Menschen. Langsam zerstreuten sich der Beerdigungsgesellschaft. Man ging nach Hause, schweigend. Es bildeten sich kaum Gruppen, und wenn, dann gehörte man zur Familie. Ben Strom war allein gekommen. Er lebte mit seiner älteren Schwester zusammen, die jedoch zu Hause geblieben war, da sie sich nicht wohl fühlte.

Strom verließ die Gesellschaft als einer der letzten. Er verdrückte sich in einen kleinen Seitenweg und blieb hinter einem Strauch stehen.

Er holte aus seiner Jackentasche eine Blechschachtel mit den Selbstgedrehten, steckte sich die Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie an.

Tief zog er den würzigen Rauch in seine Lungen. Von seinem Standpunkt aus konnte er den Weg, der zum Grab führte, gut beobachten.

Ben Strom wartete auf den Pfarrer. Diesmal würde er sich nicht so ohne weiteres abspeisen lassen.

Wassertropfen liefen ihm in den Nacken, und Ben zog unbehaglich die Schultern hoch.

Dann kam der Pfarrer. Der blaue Regenumhang glänzte vor Nässe.

Ben warf die Zigarette weg und trat aus seiner Deckung. Pfarrer Harker wurde durch das plötzliche Auftauchen des Holzfällers überrascht. Erschreckt blieb er stehen.

»Tut mir leid, Herr Pfarrer«, sagte Ben, »aber ich muß mit Ihnen reden.«

Pfarrer Harker blickte Ben ein paar Sekunden an und erkannte wohl, daß der Holzfäller sich jetzt nicht mehr abwimmeln ließ. Er sagte: »Komm mit, mein Sohn.«

Die Männer gingen zum Pfarrhaus. Sie nahmen Schleichwege, denn man brauchte sie nicht unbedingt zusammen zu sehen. Im Pfarrhaus war es anheimelnd warm. Ben zog seine nasse Jacke aus und setzte sich an den klobigen Eichentisch. Der Pfarrer entschuldigte sich einen Moment und kam wenig später mit Selbstgebranntem Schnaps zurück.

»Der wird uns guttun«, sagte er, als er die Gläser füllte.

Die Männer tranken noch ein zweites Glas, und dann schlug Ben Strom mit der flachen Hand auf den Tisch. »Ich will endlich wissen, was los ist, Herr Pfarrer!«

Strom war ein kräftiger Mann mit feuerrotem Haar. Seine Augenbrauen waren seltsamerweise dunkel und wuchsen dicht über der Nasenwurzel zusammen, was Ben Strom immer ein etwas finsteres Aussehen gab. Die Hände des Holzfällers waren breit wie Schaufeln und mit Schwielen bedeckt. Man sah es diesem Mann an, das er zupacken konnte.

Der Pfarrer, ein schon älterer schlanker Mann mit rauchgrauen

ernsten Augen und schütterem Haar, blickte den Holzfäller nachdenklich an.

»Gut, ich will es dir sagen, Ben. Vorausgesetzt, du behältst es für dich.«

»Das ist selbstverständlich, Herr Pfarrer.«

»Ich glaube dir, mein Sohn.« Der Pfarrer richtete seinen Blick in eine unendliche Ferne und begann zu reden. »Es stimmt nicht, daß hier in der Gegend ein irrer Mörder umgeht. Es sind Wölfe gewesen, die unsere Freunde ermordet haben. Werwölfe, genauer gesagt. Max Doyle hat mit seinen Aussagen recht gehabt. Diese Bestien existieren tatsächlich.«

Ben Stroms Augen waren immer größer geworden. Jetzt fragte er: »Warum rottet man sie nicht aus? Wenn wir uns alle zusammentun, müßte es gehen.«

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. »Nein, Ben. Nur du und ich wissen davon. Die anderen im Dorf ahnen es nicht einmal. Sie glauben weiter an den irren Mörder aus der Anstalt.«

»Und weshalb hat man keine Polizei geholt?« Ben Strom sprang auf.

»Beruhige dich«, sagte der Pfarrer. »Ich habe es versucht, doch man hat mir einen Drohbrief zugeschickt. Wenn ich die Polizei hole, werden die Werwölfe das gesamte Dorf ausrotten.«

»Aber das können sie doch gar nicht!« Ben Strom lief unruhig in dem Zimmer auf und ab. »Wir wissen, woher sie kommen, und es muß für die Polizei eine Kleinigkeit sein, mit dieser Brut fertig zu werden. Mein Gott, was war ich bisher für ein Idiot.« Ben schlug sich gegen die Stirn.

»Diese Gedanken habe ich auch gehabt«, sagte der Pfarrer. »Aber es kommt noch schlimmer. Die Werwölfe halten bereits viele unserer Mitbürger in ihren Krallen. Was ich dir jetzt erzähle, habe ich selbst gesehen. In Vollmondnächten gehen sie los wie Schlafwandler. Zwölf Personen habe ich gezählt. Ihr Ziel ist der Wald, und dort versammeln sie sich auf einer Lichtung. Sie stimmen ein Klagegeheul an und verwandeln sich in diese schrecklichen Bestien. Nach einer Stunde etwa kommen sie zurück, gehen wieder in ihre Häuser und wissen am nächsten Morgen nicht, was geschehen ist. Bis jetzt haben sie zum Glück noch nicht gemordet. Ahnst du nun, in welch einer Zwickmühle ich stecke?«

»Mein Gott«, flüsterte Ben Strom und konnte nicht verhindern, daß er bleich wurde. »Bin – bin ich etwa auch bei diesen Menschen gewesen?« fragte er stockend.

»Nein, du nicht. Aber andere. Leute, die du sehr gut kennst. Laß dir gesagt sein, mein Sohn, dieses Dorf ist verflucht. Die Polizei würde hier auf eine Mauer stoßen. Übrigens waren es nur Männer, die nachts zu der Lichtung gegangen sind.«

Ben hatte sich wieder hingesetzt, den Kopf in den Nacken gelegt und mit beiden Händen sein Gesicht bedeckt. Für einen Augenblick hatte der Pfarrer Angst, daß der Holzfäller die Wahrheit nicht ertragen konnte, doch dann hatte sich Ben Strom wieder gefangen.

»Und trotzdem, Herr Pfarrer, wir müssen diese Bestien bekämpfen. Wir können das nicht so ohne weiteres hinnehmen. Das Morden wird dann nie ein Ende haben. Wir müssen dagegen angehen. Sie und ich, wir beide werden diese Brut bekämpfen. Und der Herrgott möge uns die Kraft dazu geben.«

Pfarrer Harker lächelte verloren. »Ich bin einverstanden. Wir können es versuchen.«

»Wissen Sie schon, wer dahintersteckt, Herr Pfarrer? Ich meine, wer ist der Anführer dieser Werwölfe?«

»Ich möchte niemanden verdächtigen, aber ich nehme an, es ist Dr. Cazalis.«

»Der Irrenarzt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich hätte es mir bald gedacht. Aber weshalb tut er so etwas? Welches Motiv hat er?«

»Ich weiß es nicht, mein Sohn.«

Ben Strom erhob sich. »Aber ich werde es herausfinden. Und wenn ich diesem Cazalis die Würmer einzeln aus der Nase ziehen muß.«

»Keine voreiligen Aktionen«, warnte der Pfarrer.

»Sie brauchen keine Sorgen zu haben«, erwiderte Strom. »Ich weiß, was ich mir zutrauen kann.«

Der Holzfäller nahm seine Jacke, nickte dem Geistlichen noch einmal zu und verließ das Haus.

Pfarrer Harker blickte nachdenklich auf die Tischplatte. »Wenn das nur gutgeht«, murmelte er…

***

John Sinclair war kurz nach Mitternacht losgefahren. Bill Conolly hatte ihm den Wagen zurückgebracht und war noch auf einen Drink mitgekommen.

John hatte sich gewundert, daß Bill trotz seines Armes fahren konnte, aber der Reporter hatte nur gegrinst und gemeint: »Alles nur Tarnung. Als Verletzter wird man viel mehr verwöhnt.«

Der silberfarbene Bentley fraß die Meilen wie ein unersättlicher Moloch. Es ging in Richtung Norden. Die Autobahn war leer, und so konnte John ständig aufdrehen.

In den frühen Morgenstunden begann es zu regnen. John hatte die Stadt Leeds schon hinter sich gelassen und durchquerte das Pennine-Chain-Bergland.

John mußte mit der Geschwindigkeit herunter. Es war eine

unwirtliche, romantische Gegend, durch die er fuhr. Dichter Wald, schroffe Felsen, Berge und grüne Täler.

Der Tag war schon angebrochen. Die Sonne lauerte hinter den Dunstschleiern. John sah sie als verwaschenen, hellen Fleck. Der Regen ließ nach, und es klarte auf. Schlagartig besserte sich auch Johns Laune.

Der Oberinspektor spielte mit dem Gedanken, irgendwo zu frühstücken, ließ es dann aber bleiben. Er wollte nicht noch mehr Zeit verlieren.

Bald hatte er das Bergland hinter sich gelassen. Auf einer Landstraße ging es in Richtung Westen weiter, der Küste zu. Und prompt begann es wieder zu regnen. Die beiden großen Wischerblätter des Bentley waren jetzt in ständiger Aktion. John mußte jetzt aufpassen, daß er den Weg nicht verfehlte. Weit konnte es bis Hawick nicht mehr sein. Die Straße war schmal. Wald und Wiesen bestimmten die Landschaft, über der wie ein großes graues Tuch der Regenschleier lag.

Fünf Meilen waren es noch bis zu dem Zielort, als John in eine Kurve fuhr. Die Reifen des Wagens schmatzten über die nasse Straße. Schmutzwasser spritzte auf. Hinter der Kurve hörte die Asphaltdecke auf.

Die Straße wurde matschig. John fluchte, hielt aber Sekunden später den Mund, als er den kanariengelben Jaguar am Straßenrand sah.

Der Wagen interessierte den Oberinspektor allerdings nicht so sehr. Es war vielmehr die Frau, die vor der geöffneten Motorklappe stand und jetzt zur Seite trat, als sie den Bentley heranfahren sah. John bremste.

Er hatte Mühe, seine Überraschung zu verbergen, denn die Frau paßte in diese Gegend wie eine Nachtigall an den Südpol. Das Wesen hatte feuerrotes Haar, das zur Hälfte unter einem grünen Kopftuch verborgen war. Sie steckte in einem gelben Ledermantel, aus dem zwei rassige Beine ragten. Insgesamt machte sie einen hilflosen Eindruck, was sich in diesem Fall auf die Technik des Jaguars bezog. John zog den Kragen seiner Wildlederjacke hoch und stieg aus.

Augenblicklich nieselte ihm der Regen ins Gesicht. Trotzdem setzte der Oberinspektor sein Sonntagslächeln auf, als er fragte: »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, Madam?« Die Schöne lächelte zurück. John sah, daß sie einen etwas zu breiten Mund hatte und blitzende ebenmäßige Zähne. Ihre Augen waren groß und von einer faszinierenden gelbgrünen Farbe.

Tausend Funken schienen darin zu sprühen. John mußte sich mit Gewalt von dem Anblick losreißen. »Etwas stimmt nicht mit meinem Motor«, sagte die Schöne, und John stellte fest, daß sie eine weiche, einschmeichelnde Stimme hatte.

John nickte. »Ich bin zwar kein Automechaniker, aber nachschauen

kann ich ja mal.«

Der Oberinspektor ging dicht an der Frau vorbei. Ein Hauch von französischem Parfüm streifte ihn. John beugte sich über den Motor. Während er einige Kontakte überprüfte, fragte er: »Wie kommt eine Frau wie Sie in diese verlassene Gegend?«

Die Rothaarige lächelte. »Sie sind nicht der erste, der mich das fragt. Es ist der Beruf, Mister…«

»O pardon, mein Name ist John Sinclair.«

»Und ich bin Vivian Delano. Dr. Delano. Ich bin Ärztin in einer Heilanstalt. Damit ist Ihre Frage wohl beantwortet.«

John ließ sich seine Überraschung nicht anmerken. Von einer Heilanstalt hatte auch Max Doyle geschrieben. Sollte der Zufall John direkt auf die richtige Spur gebracht haben? Jetzt hatte er sogar einen Grund, Dr. Delano zu besuchen. Schließlich hatte er sich um ihren Wagen gekümmert.

»Und was treibt Sie in diese Gegend, Mr. Sinclair?«

John drehte den Kopf. Er sah die rassigen Beine der Frau und einen Teil des Oberkörpers.

»Ich möchte mal richtig ausspannen. Wissen Sie, ich bin einer von denjenigen, die der Streß Tag für Tag fertigmacht. Ich habe mir sagen lassen, hier soll die Zivilisation noch nicht so fortgeschritten sein. Aber wenn ich Sie und den Wagen sehe…«

Dr. Delano lachte. »Ich bin die berühmte Ausnahme. Aber Spaß beiseite. In dieser Gegend können Sie sich tatsächlich noch entspannen. Kein Touristenrummel, keine Hetze – nichts. Nur Ruhe, Entspannung – und mieses Wetter.«

»Das nehme ich gern in Kauf.« John kroch wieder unter der Motorhaube hervor. »Starten Sie mal«, sagte er.

Vivian Delano setzte sich hinters Steuer, drehte den Zündschlüssel, und der Wagen sprang an. »Na, wunderbar!« rief die Frau. »Besser hätte es ein Automechaniker auch nicht machen können.«

John lächelte geschmeichelt und wischte sich die Hände an einem Tuch ab, daß er im Motorraum gefunden hatte. Dann klappte er die Haube wieder zu.

Vivian Delano hatte die Seitenscheibe heruntergekurbelt. »Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll«, sagte sie. »Aber – wenn Sie mal nichts vorhaben, Mr. Sinclair, können Sie mich ja besuchen. Den Weg zur Klinik wird Ihnen hier jeder zeigen können. Wir könnten dann etwas rausfahren. Ich kenne hier fast jeden Stein. Die Gegend ist wirklich sehr schön.«

»Das glaube ich Ihnen, Doc«, sagte John. Er hatte sich mit dem rechten Arm gegen das Wagendach des Jaguars gestützt. »Ich werde mich bestimmt an Ihr Versprechen erinnern.«

»Ich hoffe es«, sagte Vivian Delano leise, und John entging nicht der

wilde Ausdruck in ihren Augen. Der Oberinspektor trat zurück.

Die Ärztin schoß mit einem Kavalierstart davon. Die Hinterreifen drehten durch, und John hatte Glück, daß ihn der Schlamm nicht besprenkelte.

Mit gemischten Gefühlen blickte er dem kanariengelben Jaguar nach.

Eine genauso rätselhafte wie schöne Frau, das war Dr. Vivian Delano. Sie paßte nicht in diese Gegend. Sie war der Typ einer Modeärztin, wie es sie in London nicht nur einmal gab. Weshalb hatte sie sich in diese Einöde verzogen? War es wirklich nur Idealismus?

John glaubte nicht so recht daran. Irgendwie würde er schon noch dahinterkommen. Schließlich hatte er sie ja nicht zum letztenmal gesehen.

John kletterte wieder in seinen Bentley und fuhr weiter. Er wollte um die Mittagszeit in Hawick eintreffen und sich erst mal ein Zimmer suchen.

Bis zum Ort waren es nur noch einige Meilen. Zuerst sah John den Kirchturm aus dem Regendunst auftauchen, dann die ersten Häuser. Es waren alte Bauten, aus dicken Steinen errichtet. Wegen des trüben Wetters brannte hinter vielen Fenstern Licht. Menschen kamen John entgegen. Sie waren schweigsam und schienen irgendwie bedrückt zu sein.

Der Oberinspektor stoppte, kurbelte das Fenster herunter und rief einen Mann an.

Der Mann schaute sich kurz nach dem Wagen um und ging dann schnell wieder weiter. »Dann eben nicht«, murmelte John. Bei zwei weiteren Einwohnern erlebte er das gleiche. Dieses Dorf schien wirklich nicht ganz geheuer zu sein. Wenigstens hatte John so etwas noch nicht erlebt. Er fuhr weiter und sah ein Gasthaus auftauchen. Der Wirt stand vor der Tür. Ein kleines Holzdach schützte ihn vor dem Regen. John stieg aus.

Der Wirt blickte dem Oberinspektor mißtrauisch entgegen. Er trat sogar einen Schritt zurück. Es sah aus, als wolle er verschwinden.

John war schnell bei ihm.

»Guten Tag«, grüßte er. »Gehört Ihnen das Gasthaus hier?« Der Mann nickte zögernd.

John fiel auf, daß die Augen des Wirtes einen ängstlichen Ausdruck angenommen hatten. Zudem trug der Mann dunkle Kleidung, als wäre er eben von einer Beerdigung gekommen. »Kann ich ein Zimmer haben?« fragte John freundlich.

Der Wirt schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Mister. Ich vermiete nicht.«

John blieb weiterhin ruhig. »Demnach haben Sie Zimmer?« Der Wirt hob die Schultern.

John zückte eine große Pfundnote. »Ich möchte mich gern, zwei Tage

ausruhen«, sagte er und ließ den Schein zwischen Zeige- und Mittelfinger knistern.

Der Ausdruck in den Augen des Mannes wechselte. Geldgier bestimmte jetzt seinen Blick.

»Ich könnte mal eine Ausnahme machen«, sagte er und griff nach dem Schein, »aber nur für zwei Nächte.«

»Geht in Ordnung«, erwiderte John. Er hatte sich bereits abgewandt und holte die Reisetasche aus dem Bentley. Der Wirt war schon vorgegangen.

John folgte ihm. Der Gastraum war dunkel und roch muffig. Nur wenige Lampen brannten.

Durch eine Hintertür gelangten sie in einen engen Gang, von dem aus eine Treppe in die obere Etage führte, wo Johns Zimmer lag.

Eine trübe Funzel ließ soeben noch die Türen der anderen Zimmer erkennen. Es waren drei. Der Wirt schloß die Tür auf. »Hier ist es, Mister…«

»Sinclair, John Sinclair.«

Der Oberinspektor quetschte sich an dem Wirt vorbei. Das Zimmer war ein besseres Loch. Besser, weil ein wackliges Bett, ein Schrank und ein von Holzwürmern frequentierter Stuhl darin standen.

»Gefällt es Ihnen?« fragte der Wirt, und seine Stimme klang nicht einmal schadenfroh.

John wandte sich um. »Ich habe schon schlechter geschlafen«, erwiderte er und dachte dabei an seine Militärzeit und wie er damals oft im Freien kampiert hatte.

Der Oberinspektor klopfte eine Zigarette aus der Packung. »Sagen Sie, kann man auch bei Ihnen essen?« Er bot dem Wirt ein Stäbchen an. Doch der Mann schüttelte den Kopf.

»Sicher, Mister. Sie müssen nur nach unten kommen. Mein Sohn kocht. Er ist mal zur See gefahren und hat es dort gelernt.«

»Vielen Dank.« John stieß den Rauch durch die Nasenlöcher aus. »Warum sind die Leute hier so unfreundlich?« wollte der Oberinspektor wissen. »Ich hatte einige nach einem Gasthaus gefragt, doch niemand wollte mir Auskunft geben.«

Das Gesicht des Wirtes verschloß sich. »Wir sind hier keine Fremden gewöhnt, Sir. Wir leben für uns und möchten auch nicht, daß sich jemand um unsere Angelegenheiten kümmert. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden, Sir.«

»Es war ja deutlich genug«, gab John lächelnd zurück. Ohne noch ein weiteres Wort zu sagen, schloß der Wirt die Tür von außen.

John Sinclair aber hob die Schultern. »Das kann ja noch heiter werden«, sagte er. Er nahm seine Reisetasche und begann auszupacken.

John Sinclair wechselte die Kleidung und überprüfte dann seine

Beretta.
Es war eine außergewöhnliche Waffe. Sie sah ganz normal aus, doch im Magazin steckten gesondert angefertigte, geweihte Silberkugeln. Geschosse, die Vampire und Höllenmonster kaum verkrafteten. Auch nicht Werwölfe…

***

Mit einem lauten Geräusch knallte die Tür hinter Dr. Ramon Cazalis zu.
Der Arzt befand sich jetzt im Trakt der Irren. Langsam ging er den kahlen Betongang entlang. Hinter den einzelnen Türen spielten sich grausame Szenen ab. Das Schreien und Ächzen der Kranken erzeugte bei einem normalen Menschen eine Gänsehaut. Nicht bei Dr. Cazalis. Für ihn war es Musik. Er hob an jeder Tür eine Klappe hoch und blickte für wenige Sekunden durch den Spion. Entstellte Gesichter stierten ihn an.
Cazalis lächelte wie ein Teufel. »Ja«, flüsterte er rauh. »Bald seid ihr soweit. Bald werdet ihr sämtliche Hemmungen fallenlassen und nur noch so denken und fühlen wie ein Werwolf.«
Cazalis war mit seinem Werk zufrieden. Dieser Trakt der Anstalt war von dem anderen getrennt. Hier konnte Cazalis ungestört seinen teuflischen Experimenten nachgehen. Er hatte geforscht. Jahrelang. Und dann war es ihm gelungen, ein Serum zu entwickeln, daß Menschen zu Werwölfen machte. An den Irren hatte er es zuerst ausprobiert. Die Erfolge hatten ihm recht gegeben. Dann waren die Gesunden an die Reihe gekommen. Cazalis hatte kurzerhand Menschen entführen lassen und sie mit dem Serum geimpft. Es schlug an.
Gesunde und völlig normale Menschen wurden zu reißenden Bestien.
Acht Tote hatte es bisher gegeben. Ein ganzes Dorf duckte sich unter dem Terror der Bestien.
Cazalis war zufrieden. Aber er wollte trotzdem noch mehr. Er wollte eine Armee von Ungeheuern schaffen, die nur seinem Befehl gehorchten. Noch setzte immer die Rückverwandlung ein. Noch brauchten sie das Licht des Vollmondes, doch bald würde auch das nicht mehr nötig sein.
Eine halbe Stunde dauerte Cazalis’ Rundgang. Dann zog er sich wieder in sein Büro zurück.
Eine Zeitlang stand er am Fenster und blickte nach draußen in den Park.
Trotz des Regens hielten sich einige Anstaltsinsassen dort auf. Sie gingen spazieren, die dunklen Regenschirme glänzten. Auch diese Leute sollten irgendwann an die Reihe kommen. Er durfte nur nichts überstürzen. Die Bürotür wurde aufgestoßen. Cazalis fuhr herum.

Vivian Delano betrat den Raum. Sie riß sich das Tuch vom Kopf und schüttelte die flammendrote Haarmähne aus. »Wie oft habe ich dir gesagt, du sollst anklopfen!« fauchte Cazalis.

»Hör auf«, sagte Vivian und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Genußvoll zündete sie sich eine Zigarette an.

Cazalis blieb vor seiner Kollegin stehen. »Wo hast du so lange gesteckt?«

»Ich hatte eine Autopanne.«

»Oh! Hast du den Wagen selbst repariert?«

Vivian lächelte überlegen. »Es gibt zum Glück noch Kavaliere.«

»Was heißt das? Hat irgendein Trottel aus dem Dorf dir den Jaguar wieder flott gemacht?«

»Nein, kein Dorftrottel, sondern ein Fremder. Ein gewisser John Sinclair. Er kam zufällig vorbei.«

Cazalis wurde mißtrauisch. »Zufällig?« fragte er.

»Genau. Ein interessanter Mann.« Vivian blies den Rauch durch ihre gespitzten Lippen. »Wenn ich ehrlich sein soll, er könnte mir gefährlich werden.«

»Das heißt, du siehst ihn wieder?«

»Ja, er will wohl hier seinen Urlaub verbringen. Er kommt übrigens aus London, wie ich am Nummernschild des Wagens feststellen konnte.«

Ramon Cazalis lachte auf. »Und du glaubst, daß jemand aus London hier nur Urlaub macht? Wie naiv bist du eigentlich? Das ist ein Schnüffler, laß dir das gesagt sein!«

»Und was sollte er hier suchen?«

»Muß ich dir das noch groß erzählen?«

»Nein, natürlich nicht, mein lieber Ramon.« Vivian Delano streifte die Asche in einer Kristallschale ab. »Wenn er tatsächlich hierher kommt, kannst du ja herausfinden, ob er ein Schnüffler ist. Ich werde euch beide miteinander bekannt machen. Aber eins sage ich dir jetzt schon, Ramon. Überlaß ihn mir. Verstehst du?«

Ramon Cazalis brauchte nur in die Augen der Frau zu sehen, um zu erkennen, was sie mit John Sinclair vorhatte. Und plötzlich war auch der Arzt einverstanden. »Gut, Vivian, es bleibt dabei. Er gehört dir.«

»Das wollte ich dir auch geraten haben.«

Dr. Vivian Delano stand auf. »Wir sehen uns später«, sagte sie und ging mit schnellen Schritten zur Tür.

Ramon Cazalis zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen. Er wollte sich gerade eine Zigarette anzünden, als das Telefon auf dem Schreibtisch summte.

Cazalis hob ab. »Ja«, knurrte er wütend.

Die Frau von der Anmeldung war am anderen Ende der Leitung. »Da möchte Sie jemand sprechen, Doktor. Ein gewisser Mr. Strom.«

»Nie gehört den Namen.«
»Er sagt, er käme aus Hawick, und die Angelegenheit wäre sehr dringend.«
Cazalis überlegte einen Moment. Dann meinte er: »Bringen Sie den Mann zu mir.«
Cazalis rieb sich über das Gesicht. Was wollte der Mann von ihm? Es kam doch sonst nicht vor, daß jemand freiwillig aus dem Dorf die Klinik aufsuchte. Es mußte also einen besonderen Grund geben.
Cazalis war gespannt.
Es dauerte einige Minuten, bis gegen die Tür geklopft wurde.
Die Frau ließ den Mann eintreten und zog sich diskret zurück.
Ramon Cazalis setzte sein Sonntagslächeln auf und ging dem Besucher mit ausgestreckter Hand entgegen. »Ich bin Dr. Cazalis. Was kann ich für Sie tun, Mr. Strom?«
Der Holzfäller hatte seine rechte Hand in die Tasche seines Parkas gesteckt.
»Für mich können Sie gar nichts tun, Cazalis. Höchstens für sich.«
»Wie soll ich das verstehen?«
»Das werden Sie gleich merken.«
Ben Strom hatte den Satz kaum ausgesprochen, da riß er seine rechte Hand aus der Tasche. Zwischen seinen Fingern schimmerte das Metall einer Pistole.
»Jetzt können Sie nur noch beten, Cazalis«, sagte Ben Strom mit rauher Stimme…

***

Ramon Cazalis blieb erstaunlich ruhig. Unter hochgezogenen Augenbrauen blickte er auf die Pistole, während ein spöttisches Lächeln seine Mundwinkel kerbte. Er setzte sich wieder. »Sie wollen mich also töten?« Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.
»Ja«, erwiderte Ben Strom, und man hörte seiner Stimme an, daß er sich kaum noch beherrschen konnte. Schweißperlen hatten sich auf seiner Stirn gesammelt und liefen in fingerbreiten Bächen in die buschigen Augenbrauen.
Cazalis nickte. Doch dann hob er ruckartig den Kopf. »Darf ich wenigstens den Grund erfahren?«
Strom lachte hart und wütend. »Da fragen Sie noch, Sie Bestie? Sie sind es doch, der hinter all den grausamen Morden steckt. Sie sind der Anstifter. Und glauben Sie nur nicht, daß ich nicht Ihr Geheimnis kenne. Sie programmieren die Irren zu Werwölfen um, machen Sie zu reißenden Untieren, die nur noch töten wollen. Töten um jeden Preis.«
Jetzt war es Cazalis, der lachte. »Sie sind wirklich von Sinnen, Mr. Strom. Wenn ich ja nicht schon vieles in meinem Leben erlebt und gehört hätte, würde ich Sie glatt hierbehalten und der Polizei

übergeben.«

Cazalis wurde schlagartig ernst. Er beugte seinen Oberkörper vor. Ohne daß Ben Strom es sehen konnte, berührten Cazalis' Finger den kleinen Knopf unter der Kante des Schreibtisches. Ein Alarmsignal wurde im Wärterzimmer ausgelöst. Und die beiden bulligen Typen wußten sofort Bescheid.

»Haben Sie eigentlich schon mal jemanden umgebracht?« spann Cazalis den Faden weiter. Er war ein guter Psychologe und wußte, wie er Strom packen und hinhalten konnte.

Wild schüttelte der Holzfäller den Kopf. »Nein! Bis jetzt habe ich noch nicht getötet. Aber Sie werden der erste sein. Und Gott möge mir verzeihen.«

Stroms Hand mit der Pistole zitterte. Es kostete den Mann sichtlich Mühe, sich unter Kontrolle zu halten. »Beim erstenmal ist es immer schwer«, meinte Cazalis. Er sprach jetzt im Plauderton, wollte den Holzfäller nicht noch im letzten Moment zu einer Panikreaktion verleiten.

»Ich werde es schon schaffen. Keine Angst.« Strom trat einen Schritt vor.

Cazalis erhob sich. Er hielt die Hände gegen die Decke gestreckt. »Dann schießen Sie«, sagte er ruhig.

Strom war für einen Augenblick überrascht. Seine Augen weiteten sich. »Und Sie haben keine Angst?«

»Wovor? Vor einer Kugel? Vielleicht schießen Sie daneben. Ich weiß nicht, wie gut Sie im Zielen sind. Und darauf baue ich. Es kann auch sein, daß Sie mich nur verletzen.«

Dr. Cazalis redete und redete. Er lenkte den Holzfäller ab, denn hinter Stroms Rücken öffnete sich die Bürotür.

Kein Geräusch entstand, als sie nach innen gedrückt wurde.

Die muskelbepackten Körper der beiden Wärter tauchten auf.

Cazalis gab mit keiner Bewegung zu erkennen, daß er die Männer bemerkt hatte. Er hielt durch sein Reden den Holzfäller weiterhin zurück.

Schließlich wurde Ben Strom die Sache zu bunt. Vielleicht ahnte er auch die Gefahr. Auf jeden Fall riß er die Hand mit der Pistole um eine Winzigkeit hoch und drückte ab.

Im selben Augenblick fegte ein brettharter Handkantenschlag seinen Waffenarm nach unten. Dicht vor Cazalis' Schreibtisch fuhr die Kugel in den Boden.

Kräftige Fäuste packten zu, wanden Ben Strom die Pistole aus den Fingern.

Ein weiterer Schlag dröhnte in seinen ungeschützten Nacken.

Ben Strom fiel nach vorn und knallte aufs Gesicht. Den Schmerzensschrei verschluckte der Teppichboden.

»Aufhören«, sagte Ramon Cazalis, als einer der Wärter erneut ausholte.

Schnaufend traten die Wärter zurück. Ihre Gesichter waren gerötet. Schweiß bedeckte ihre Stirnen.

Cazalis schob einen Fuß unter Stroms Körper und drehte den Holzfäller auf den Rücken. Einer der Wärter reichte dem Arzt Stroms Waffe. Cazalis steckte sie in seine Kitteltasche, die durch das Gewicht nach unten gezogen wurde.

»Sollen wir ihn umlegen?« fragte der Wärter, der Cazalis am nächsten stand. Er war ein breitschultriger, muskelbepackter Typ mit öligen schwarzen Haaren. Sein Kumpan war etwas größer, dafür aber auch schmächtiger. Aber beide waren sie gemeine, hinterhältige Schläger.

Cazalis dachte einen Moment nach. Dann schüttelte er den Kopf. In seinen Augen leuchtete es auf wie bei einem, dem gerade eine blendende Idee eingefallen ist. Und das war bei Cazalis tatsächlich der Fall.

»Wir werden ihn nicht töten«, sagte er. »Wenigstens nicht auf die übliche Weise. Wenn uns die Versuchskaninchen schon freiwillig zulaufen, brauchen wir uns gar nicht erst groß anzustrengen. Er kommt in unsere Spezialabteilung.« Ben Strom lag noch immer am Boden und krümmte sich vor Schmerzen. Er hatte zwar die Worte gehört, doch ihren Sinn nicht genau verstanden. Er wunderte sich nur, daß er noch am Leben war.

Cazalis machte eine knappe Bewegung mit der rechten Hand. »Fesselt ihn!«

Die Wärter bückten sich. Einer zog aus einer Metallöse am Gürtel ein Paar Handschellen. Hart riß er Stroms Hände in die richtige Stellung. Einen Atemzug später schnappten die Stahlspangen zu.

Ben Strom war gefangen.

Die Wärter zogen Strom brutal auf die Füße. Der Holzfäller wand sich in ihrem Griff.

»Stell dich nicht so an«, fauchte Cazalis. »Vorhin, als du mich umbringen wolltest, hast du dich noch ganz anders benommen. Ein Typ wie du sollte mehr vertragen können. Kommt mit!« Cazalis ging vor bis zur Tür und öffnete sie. »Ab in die Spezialabteilung.«

Die beiden Wärter schleiften den Holzfäller über den Gang auf eine Fahrstuhltür zu. Der Lift mußte erst noch geholt werden. Ben Strom bekam alles nur halb mit. Dann glitten die Türen auseinander.

Strom, die beiden Wärter und Dr. Cazalis gingen in die schmale Kabine. Cazalis drückte auf den untersten Knopf, neben dem das Wort ›Notsignal‹ stand. Der Lift sank nach unten. Nach Sekunden hatten die Männer die Spezialabteilung erreicht. Diese Abteilung lag noch unter dem Trakt der Irren, und die meisten wußten nicht mal von ihrer Existenz. Eine große Eisentür mit einem Sicherheitsschloß verwehrte

den Zutritt.
»Ihr könnte jetzt gehen«, sagte Cazalis zu den beiden Wärtern.
Selbst sie durften nicht wissen, was sich hier unten verbarg. Das ging nur Cazalis etwas an.
Die Wärter trollten sich.
Cazalis wartete noch, bis der Lift endgültig verschwunden war, und holte dann einen kompliziert angefertigten Schlüssel aus der Hosentasche. Diesen steckte er in das dazu passende Schloß in der Tür.
Ben Strom lehnte an der Wand. Der Holzfäller hatte Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Noch immer ging sein Atem stoßweise und keuchend. Er hielt die gefesselten Hände gegen seinen Leib gepreßt.
»Was – was haben Sie mit mir vor?« ächzte er.
Cazalis lachte. »Das wirst du gleich sehen, mein Junge. Aber eines sagte ich dir jetzt schon. Man bedroht keinen Ramon Cazalis mit einer Waffe. Ich werde da sehr ärgerlich. Die Strafen sind meistens tödlich. Und auch bei dir mache ich da keine Ausnahme.«
Ben Strom würgte. Er hatte nun begriffen, daß er jetzt sterben sollte.
Sterben! Wie ein Brandmal setzte sich das Wort in seinem Gehirn fest.
Nein! schrie es in ihm. Um alles in der Welt! Nicht sterben!
Nicht sterben!
Cazalis war noch mit dem Schloß beschäftigt und achtete nicht auf den Gefangenen.
Trotz der Schmerzen, die in seinem Körper wüteten, stieß sich Ben Strom von der Wand ab. Er taumelte auf Cazalis zu und wollte ihm den Kopf in den Magen rammen.
Doch Strom war zu langsam. Viel zu langsam.
Cazalis sah den Holzfäller von der Seite her kommen, trat schnell einen Schritt zurück und schlug Ben Strom von unten her die Faust ins Gesicht.
Strom wurde zurückgeschleudert und brach an der Wand zusammen. Seine Nase blutete. Tränen liefen ihm aus den Augen. »Idiot«, knurrte Cazalis.
So schnell es ging, schloß er die Tür auf. Er wollte diese verdammte Sache endlich hinter sich bringen. Lautlos und gut geölt schwang die Tür zurück. Ein stockdunkles Verlies tat sich auf.
Cazalis' Hand fuhr an der Wand entlang. Die Finger fanden den Lichtschalter und drückten den Kipphebel herum. Das Licht flammte auf.
Es war ein kaltes Leuchtstoffröhrenlicht, das alles in einer geradezu brutalen Deutlichkeit heraushob. In der Mitte des Verlieses befand sich ein stabiles Eisengitter. Zugang zu der Zelle dahinter bildete eine Eisentür, die innerhalb des Gitters harmonisch eingelassen war. Ein

paar alte Matratzen lagen auf dem Boden. Und auf den Matratzen hockten sie. Die Produkte einer Wahnsinnszucht. Drei Werwölfe!

***

Gelblich leuchteten die Augen der Ungeheuer. Die Bestien wurden unruhig, als sie den Arzt sahen.

Mit ein paar Sprüngen standen sie am Gitter. Klauen krallten sich um die Stäbe. Gelbe Raubtieraugen funkelten mordlüstern. Cazalis lachte. »Keine Angst, meine Freunde. Ihr bekommt, was ihr braucht. Los, zurück!« Die Werwölfe gehorchten ihrem Meister aufs Wort. Cazalis ging wieder durch die offene Tür und zog Ben Strom in das Verlies.

Der Holzfäller wehrte sich jetzt nicht mehr. Er hatte schon mit dem Leben abgeschlossen.

Die Werwölfe hatten sich in den Hintergrund des Verlieses verzogen. Dort harrten sie auf ihr Opfer. Cazalis öffnete die Gittertür. Noch einmal versuchte Ben Strom sich gegen den Griff des Arztes zu stemmen, doch es blieb ein erfolgloses Unterfangen.

Roh stieß Cazalis den Mann in den Käfig.

Ben Strom blieb auf dem nackten Betonboden liegen. Er lag auf der Seite, den Kopf hin zur Tür gerichtet, und er hatte die Bestien wahrscheinlich noch gar nicht gesehen.

Ramon Cazalis warf noch einen Blick in den Käfig und ging dann mit schnellen Schritten davon. Für ihn war der Holzfäller Ben Strom schon gestorben.

Als Cazalis die Tür hinter sich schloß, näherte sich die erste Bestie dem wehrlosen Ben Strom…

***

Am Nachmittag hörte es auf zu regnen. John Sinclair hatte sich für eine Stunde hingelegt. Da die Tropfen nicht mehr auf die schmale Fensterbank trommelten, wurde der Oberinspektor von der herrschenden Stille wach. John stand auf und öffnete das Fenster.

Kühle Luft strömte in das kleine Zimmer. Der Himmel war verhangen, doch im Westen klärte er schon auf, und John war sicher, daß nachts der Himmel wie blankgeputzt sein würde. Das Zimmer lag an der Rückseite des Hauses. Der Blick fiel auf kleine Gärten, morsche Zäune und auf ein Waldgebiet, das sich bis zum Horizont hinzog.

Es war still. Seltsam um diese Stunde, wo in den meisten Orten viel Betrieb herrschte. Kein Lachen, kein Kindergeschrei – nichts. Es schien, als hätten sich die Menschen in ihren Häusern verkrochen.

Fließendes Wasser gab es zum Glück. John wusch sich das Gesicht und zog sich dann seine Kleidung über. Er verzichtete auf seinen Mantel. Er wäre ihm nur hinderlich gewesen. Die Pistole verschwand in einer Halfter aus weichem Rindsleder. John trat auf den Gang und schloß die Tür. Die trübe Funzel brannte noch immer.

Über die ausgetretenen Stufen der Treppe ging John Sinclair nach unten. Er traf den Wirt im Gastraum. Der Mann saß am Tisch und las eine vergilbte Zeitung. Beim Nähertreten sah John, daß Bier oder Limonade über das Papier gelaufen sein mußte. Der Oberinspektor grüßte freundlich. Der Wirt hob den Blick und sah dann auf seine Uhr. »Zum Essen ist es noch zu früh.«

»Das will ich auch noch nicht.« John setzte sich zu dem Wirt an den Tisch, was dieser nicht gerade freundlich aufnahm Mißgelaunt verzog er das Gesicht.

»Viel Abwechslung haben Sie ja hier nicht«, begann John das Gespräch.

Der Wirt hob die Schultern. »Wir sind zufrieden.«

John fragte nach einem Whisky. Der Wirt stand auf und brachte sofort die ganze Flasche. Außerdem noch zwei Gläser. Er schenkte ein, und die Männer prosteten sich zu.

»Guter Stoff«, sagte John und nickte anerkennend.

Der Wirt grinste geschmeichelt. »Selbst gebrannt«, meinte er im Verschwörerton.

»Verstehe.« John beugte sich vor. »Sagen Sie mal, Mister. Als ich kurz vor Hawick war, stand am Straßenrand ein gelber Jaguar. Eine rothaarige Frau fummelte unter der Motorhaube herum. Ein Prachtweib, sage ich Ihnen. Hätte nie gedacht, daß es so etwas in dieser Gegend gibt. Mal ehrlich, kennen Sie die näher?«

»Nein.«

»Schade.« John lehnte sich zurück und spielte mit seinem Whiskyglas. »Ich hätte gern mehr von ihr erfahren. Ob Sie's glauben oder nicht, die Puppe hat mich sogar eingeladen. In eine Klinik oder Sanatorium. Ist die etwa Ärztin?«

Der Wirt nickte. »Ja, sie ist sogar stellvertretende Leiterin der Irrenanstalt.«

»Eine Irrenanstalt ist das?«

»Und was für eine. Nur schwere Fälle. Ausgerechnet in unserer Gegend. Die hätten das Ding auch auf einer Insel bauen können.«

»Das klingt ja, als ob Sie etwas gegen die Anstalt hätten.«

»Habe ich auch.«

»Darf man den Grund erfahren?«

»Nein. Das geht Sie nichts an. Am besten ist, Sie bleiben die zwei Tage hier und kümmern sich um nichts. Legen Sie sich meinetwegen in Ihr Bett, oder besuchen Sie die rothaarige Ärztin. Aber lassen Sie uns in Ruhe.«

»Entschuldigen Sie«, sagte John. »Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten. Aber solch eine Einladung lasse ich mir nicht entgehen. Die Puppe ist nämlich Superklasse. Ich werde gleich zur Klinik fahren. Können Sie mir denn den Weg beschreiben?« Der Wirt tat es. Ziemlich

umständlich, aber hinterher wußte John genau, wo er dran war.
Der Oberinspektor stand auf und tippte an seine imaginäre Hutkrempe. »Dann werde ich mal.«
Der Wirt nickte. »Viel Vergnügen.«
John grinste wissend. »Das werde ich schon haben. Schließlich ist man nur einmal Junggeselle.«
Fröhlich vor sich hin pfeifend marschierte der Oberinspektor nach draußen. Er hatte bewußt die Rolle eines Schürzenjägers gespielt. Man sollte direkt den richtigen Eindruck von ihm bekommen.
Doch draußen änderte sich Johns Miene schlagartig. Ziemlich nachdenklich stieg er in seinen Bentley. Neugierige Blicke starrten ihn aus manchen Fenstern an.
Der silbergraue Wagen rollte langsam durch den Ort. Kaum ein Mensch befand sich auf der Straße. Am Rand einer dicken Wolkenbank lugte die Sonne hervor. Ein paar Strahlen kitzelten die Erde. Feuchtigkeit stieg in dicken Schwaden vom Boden hoch und formte sich zu seltsamen Gebilden. Die Luft dampfte.
John hatte die Scheibe heruntergedreht. Der kühle Fahrtwind tat gut.
Der Oberinspektor ließ sich Zeit. Außerdem war die Wegstrecke schlecht. Nach zwanzig Minuten tauchte die Abzweigung auf, die zur Klinik führte.
Ein asphaltierter Weg führte jetzt durch den Wald. Und schon bald sah John die Gebäude auftauchen. Der Wald ging in eine kleine, aber gepflegte Parklandschaft über. Zwischen den einzelnen Rasenflächen gab es Parkbuchten. Die meisten davon waren leer.
John lenkte seinen Bentley in eine der Parkboxen und stieg aus. Der Komplex war L-förmig angelegt und im Bungalowstil gebaut. Eine breite Glastür nahm einen Teil der Vorderfront ein. Ein gepflegter Vorgarten zierte den Eingang. John schob die Glastür auf. Er gelangte in eine große Halle. Terrazzofliesen bedeckten den Boden. Rechter Hand lag die Eingangsloge. Eine ältere Frau blickte den Oberinspektor an. John trat bis vor die Frontscheibe und beugte sich gegen das Sprechloch. »Ich möchte zu Vivian Delano.«
Die Frau setzte Ihre Brille auf. »Sind Sie angemeldet? Ein neuer Patient?«
John grinste. »Sehe ich so aus? Und angemeldet bin ich auch nicht. Ich möchte Vivian in einer privaten Angelegenheit sprechen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
Die Frau verstand. Sie kriegte einen roten Kopf und beugte sich über ihr Schaltpult, wo sie einige Knöpfe drückte. John erhielt erst nach einer Minute Bescheid. »Dr. Delano kommt gleich, Mister. Außerdem habe ich Ihren Namen nicht verstanden.«
»Ach ja, das hatte ich ganz vergessen. Sagen Sie, der Pannenhelfer wäre hier.«

»Ich werde es ausrichten.«
Die Empfangsdame beugte sich nochmals über ihre Tastatur und sprach ein paar Worte. Dann wandte sie sich wieder an John. »Sie können hier in der Halle warten.«
»Das hatte ich sogar vor.«
John ließ sich in einem Ledersessel nieder. Davor stand ein kleiner Tisch, auf dem lagen einige Fachzeitschriften. Um sich die Langeweile zu vertreiben, blätterte John darin herum. Plötzlich stutzte er. Ein Artikel war ihm ins Auge gefallen. »Lykanthropie: Ist es möglich, Werwölfe zu züchten?« Johns Pupillen verengten sich. Doch ehe er dazu kam, den Artikel zu lesen, riß ihn eine Frauenstimme aus seinen Gedanken. »Nanu, so vertieft, Mr. Sinclair?«
John konnte gerade noch den Namen des Verfassers entziffern. Dr. Ramon Cazalis. Dann stand der Oberinspektor auf. »Verzeihen Sie, Doktor.« John legte die Zeitschrift wieder auf den Tisch.
Vivian Delano trug einen blütenweißen Kittel. Deshalb fielen John die Blutspritzer besonders auf…

***

Dr. Vivian Delano lauerte in einer Nische. Sie sah Ramon Cazalis, die beiden Wärter und Ben Strom in dem kleinen Lift verschwinden und wußte im selben Augenblick, woran sie war. Cazalis’ Wölfe hatten wieder ein Opfer. In Vivians gelbgrünen Augen blitzte es auf. Mit einem wütenden Ruck warf sie die rote Mähne in den Nacken. Sie würde Cazalis einen Strich durch die Rechnung machen. Zu lange hatte sie sein Treiben geduldet, wußte von Cazalis’ Geheimnis. Ihr war bekannt, daß der Arzt ein Serum entwickelt hatte, das Menschen zu Werwölfen umfunktionierte.
Eine grauenhafte Vorstellung. Jedoch nicht so sehr für Vivian Delano. Auch sie verbarg ein Geheimnis, von dem niemand eine Ahnung hatte. Nicht umsonst hatte sie sich in die Einsamkeit des Nordwestens zurückgezogen.
Und sie wußte auch, daß ihr Cazalis regelrecht verfallen war. Es war ihm noch nicht gelungen, sie zu erobern, und das wurmte den Arzt. Immer wieder hatte er es versucht, doch Vivian Delano war standhaft geblieben. Allerdings hatte sie mit ihrer Taktik eines erreicht.
Ramon Cazalis war ihr gegenüber sorglos geworden. Eiskalt hatte die Ärztin ihre Chance genutzt. Ein Wachsabdruck des geheimen Schlüssels war schnell hergestellt. Und bis zur Anfertigung des Nachschlüssels war es dann nur ein Kinderspiel.
Ramon Cazalis hatte keine Ahnung davon, daß sich Vivian in den Besitz dieses Schlüssels gebracht hatte. Es war ein böses Spiel, daß zwischen den beiden Ärzten getrieben wurde.
Der brutale Cazalis war auf die weibliche Raffinesse der rothaarigen

Ärztin hereingefallen. Denn nicht er war der eigentliche Chef der Klinik.

Während sich Vivian Delano noch von ihren Gedanken treiben ließ, stoppte der Lift.

Summend schwangen die beiden Türhälften auseinander. Nur drei Männer verließen die Kabine. Cazalis und die beiden Wärter.

Jetzt mußte sich Vivian beeilen, sonst war es für den armen Teufel zu spät.

Denn er wurde noch gebraucht…

Die Ärztin wartete, bis die Männer nicht mehr zu sehen waren, und huschte dann auf den Lift zu. Schnell zog sie die Türen zur Seite. In der Kabine drückte sie auf den bewußten Knopf. Der Lift jagte nach unten.

Vivian hielt den Schlüssel schon in der Hand, als sie sich der Eisentür näherte.

Ihre Finger zitterten, während sie den Schlüssel ins Schloß schob.

Die Tür war kaum offen, da hörte sie die Schreie. Für einen winzigen Augenblick hatte die Ärztin das Gefühl, zu spät zu kommen.

Panik keimte in ihr hoch. Der Schweiß brach ihr aus den Poren. Zwei schnelle Sprünge brachten sie an die dicken Gitterstäbe. War das Opfer noch zu retten? Fast sah es nicht so aus…

***

Ein zorniges, wildes Fauchen riß Ben Strom wieder in die Wirklichkeit zurück.

Mühsam rollte sich der Holzfäller auf den Rücken. Schlagartig umklammerte ihn das nackte Entsetzen. Vor ihm stand ein Werwolf.

Geifer troff aus dem Maul des Untieres. Es hatte die Zähne gefletscht. Die gelben Raubtieraugen funkelten mordlüstern.

Der Wolf war so groß wie ein Mensch. Er stand auf den Hinterbeinen. Die Vorderpranken hatte er halb erhoben, bereit, die mörderischen Schläge zu führen. Ben Strom konnte im ersten Augenblick noch nicht mal schreien. Die nackte Angst schnürte ihm die Kehle zu. All der Schrecken, das Grauen stürmten in diesem Moment auf ihn ein wie ein plötzliches Ungewitter. Und er war hilflos!

Im Hintergrund des großen Käfigs erkannte Ben noch zwei Werwölfe, die ihren Artgenossen interessiert beobachteten. Ben Strom sammelte all seine Kräfte. Er stemmte sich mit den Handflächen vom Boden ab und rutschte zurück.

Es war nur ein kleines Stück, und bald spürte Ben die Gitterstäbe in seinem Rücken. Aus, vorbei!

Der Werwolf sprang auf ihn zu. Seine rechte Pfote zuckte vor, verkrallte sich in Bens Kleidung und riß den Mann vom Boden hoch.

Ganz dicht sah der Holzfäller das geifernde Maul vor sich. Heißer Atem traf sein Gesicht.

Aber Ben Strom wollte nicht sterben. Seine Schmerzen waren im Angesicht dieser neuen tödlichen Gefahr vergessen. Ben riß die Arme hoch. Mit beiden Fäusten trommelte er gegen die haarige Brust des Untiers.

Gleichzeitig trat er mit den Beinen, versuchte, empfindliche Stellen zu treffen.

Der Werwolf wurde noch wütender.

Er schüttelte den Holzfäller durch wie eine Strohpuppe. Bens Kopf knallte gegen die Stäbe.

Sterne zerplatzten vor seinen Augen. Sein Schädel schien in tausend Stücke zu zerspringen. Trotzdem wehrte er sich.

Da fetzte ihm die Pranke der Bestie den Parka vom Körper. Ein Teil des rechten Hemdsärmels wurde ebenfalls zerrissen. Und die Kratzspur grub sich in den Arm.

Auch die beiden anderen Bestien setzten sich jetzt in Bewegung.

Ben Strom sah die Ungeheuer als kompakte Schatten. Langsam glitt Strom an den Gitterstäben hinunter. Er hatte sich damit abgefunden, einen gräßlichen Tod zu erleiden. Ben Stroms Schreie waren in ein klägliches Wimmern übergegangen.

Schon näherte sich die Schnauze des Werwolfs seinem Hals. Schon schien er die höllischen Reißzähne zu spüren, da hallte ein peitschender Befehl durch das Verlies. »Zurück!« gellte die Stimme. »Zurück, ihr Bestien!«

Die Werwölfe erstarrten mitten in der Bewegung. Vivian Delano stand am Gitter. Sie hatte beide Fäuste um die Stäbe gekrallt. In ihren Augen lag ein seltsames Flimmern. Es war ein hypnotischer Strahl, der die Ungeheuer auf der Stelle bannte.

»Geht!« befahl die rothaarige Ärztin. »Laßt diesen Mann in Ruhe!«

Die Werwölfe begannen zu winseln. Sie duckten sich unter den Worten wie unter unsichtbaren Stromstößen. Langsam, Schritt für Schritt zogen sie sich zurück. Die Monsterbestien – geschaffen von einem Arzt – gehorchten dem Willen einer Frau. Es war schier unbegreiflich.

Welches Rätsel verbarg sich hinter der rothaarigen Vivian Delano?

Mit demselben Schlüssel wie vorhin schloß die Ärztin die Gittertür auf.

»Kommen Sie! Schnell!« rief sie Ben Strom zu. Der Holzfäller hatte den Kopf gewandt. In seinen Augen lag ein ungläubiges Staunen. Er konnte nicht begreifen, daß er noch einmal mit dem Leben davongekommen war. »Beeilen Sie sich!« schrie Vivian.

Ben Strom taumelte nach draußen. Allein der Überlebenswille hielt ihn noch aufrecht. Vivian hatte die Eingangstür offengelassen. Sie zog

sie wieder hinter sich zu, vergaß jedoch in der Eile, sie abzuschließen, genau wie die Gittertür.

Vivian wollte später noch einmal in den Keller zurückkommen, um das nachzuholen. Sie hatte die Lifttür blockiert. In schneller Fahrt ging es nach oben.

»Ich werde Sie jetzt aus der Klinik schleusen«, sagte Vivian. »Aber erzählen Sie niemandem, was Sie hier erlebt haben. Verstanden?«

Ben Strom nickte.

»Ich – ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Miss. Was Sie für mich getan haben, das ist…«

»Unsinn!« Vivian schnitt ihm das Wort ab. »Aber umsonst habe ich es nicht getan.«

Sie öffnete die Lifttüren und überzeugte sich mit einem Blick, daß der Gang frei war. »Los, raus!«

Das ließ sich Ben Strom nicht zweimal sagen. Vivian zog ihn über den Flur zu einem Hinterausgang, wozu sie auch den Schlüssel besaß.

»Sie gehen jetzt einfach um dieses Gebäude herum und kurzerhand durch das Haupttor nach draußen. Verstanden?« Ben nickte.

»Und sprechen Sie mit niemandem. Auch wenn Sie einer anspricht, laufen Sie weiter.«

»Sie können sich auf mich verlassen«, krächzte der Holzfäller.

»Nur noch eine Kleinigkeit wäre zu regeln«, sagte Vivian Delano.

»Und welche?«

»Sie sprachen vorhin von Dankbarkeit. Jawohl, Sie können sich dankbar erweisen. Ich erwarte Sie heute um Mitternacht auf der kleinen Waldlichtung. Sie wissen, von welcher Lichtung ich spreche?«

»Ja.«

»Gut.« Vivian stieß die Tür auf. »Bis Mitternacht dann. Und kommen Sie, sonst kann ich für nichts garantieren.«

Ben nickte heftig und rannte nach draußen. Er dachte über die letzten Worte der Ärztin gar nicht nach. Er hätte es lieber tun sollen.

Vivian Delano ging unterdessen zurück in ihr Büro. Sie war aufs Äußerste erregt. Ihre Finger zitterten, als sie sich eine Zigarette anstecken wollte. Zwei Streichhölzer knickten ab.

Vivian konnte die Zeit bis Mitternacht kaum noch erwarten.

In gierigen Zügen sog sie den Rauch in die Lunge. Unruhig lief sie im Zimmer auf und ab. Bis die Sprechanlage summte.

Zuerst wollte Vivian nicht antworten, meldete sich dann aber doch.

Die Frau vom Empfang war am anderen Ende der Leitung. Sie teilte Vivian mit, daß ein Besucher auf sie wartete.

»Wer ist es denn?«

Die Empfangsdame fragte noch einmal zurück, und dann kam heraus, daß der Besucher John Sinclair, ihr Pannenhelfer, war.

Vivians Augen leuchteten auf. »Sagen Sie, der Herr soll auf mich

warten.«
John Sinclair, er kam ihr gerade recht…

***

»Haben Sie sich verletzt?« fragte John Sinclair lächelnd.
»Wieso?«
John deutete auf die Blutspritzer, die sich etwa in Hüfthöhe auf dem Kittel befanden.
Vivian senkte den Blick. »Ach so, das meinen Sie.« Die Ärztin lachte gekünstelt. »Eine kleine Ungeschicklichkeit. Ich hätte den Kittel wechseln sollen. Entschuldigen Sie.«
»Aber das macht doch nichts, Doktor.«
»Tja.« Vivian Delano legte die Finger ihrer Hände gegeneinander und sah sich mit einem raschen Blick in der Halle um. »Hier ist es mir zu unbequem. Ich schlage vor, wir gehen in mein Büro. Außerdem habe ich dort einen zwölf Jahre alten Whisky. Sie trinken doch einen mit?«
»Wüßte nicht, was ich lieber täte, und dazu in Gesellschaft einer Frau wie Sie.«
John trug extra dick auf, er spielte seine Rolle des mädchenjagenden Junggesellen weiter. »Dann darf ich bitten.«
Dr. Vivian Delano ging vor. Das Büro lag in der ersten Etage. Da der Lift im Augenblick unterwegs war, nahmen sie die Treppe.
John Sinclair konnte Vivians aufregende Rückenpartie bewundern und die phantastisch gewachsenen Beine. Geradezu provozierend stieg die rothaarige Ärztin die Stufen hoch. Aber dafür hatte der Oberinspektor im Moment gar keinen Sinn. Schließlich wollte er eine grausame Mordserie aufklären, und hier hoffte er, auf eine heiße Spur zu stoßen.
Die Klinik war modern eingerichtet. Große Lichthöfe sorgten innerhalb des Treppenhauses für genügend Helligkeit. Die Wände waren bemalt. Moderne Künstler hatten dort ihre Spuren hinterlassen. Pastellfarben herrschten vor. Vivian Delanos Büro war beinahe ein Wohnraum. Es gab zwar einen Schreibtisch, aber auch eine Couch und die dazu passende kleine Sesselgruppe. Auf dem niedrigen Glastisch stand eine Glasvase mit frischen Blumen. Die Hausbar befand sich in einem Wandschrank. »Nehmen Sie doch Platz, Mr. Sinclair«, sagte Vivian und deutete auf einen Sessel.
»Ich bin so frei.«
Die Ärztin ging unterdessen an die Hausbar und holte eine Flasche Whisky und zwei Gläser. Reichlich schüttete sie von dem edlen Getränk ein. »Auf Ihr Wohl, Mr. Sinclair.«
»Ich heiße John.«
»Dann bin ich für Sie Vivian.« Sie tranken sich zu.
Vivian Delano hatte sich auf die Couch gesetzt und zurückgelehnt.

Ihr Kittel klaffte dabei auseinander, und John konnte die Andeutung eines roten Slips sehen.
Vivian Delano hatte den Blick wohl bemerkt. Sie schob die Kittelhälften jedoch nicht zusammen, sondern lächelte kokett.
Nur ihre Augen, die lächelten nicht mit. Die Ärztin musterte John mit einem taxierenden Blick. Wie ein Stück Schlachtvieh, bei dem der Preis noch festgelegt werden muß. John tat, als hätte er nichts bemerkt. »Nett haben Sie es hier«, plauderte er unverbindlich.
»Es geht. London ist sicherlich angenehmer.«
»Sagen Sie das nicht. Die Klinik befindet sich doch in einer richtigen Idylle. Wald, Wiesen, gute Luft, was wollen sie mehr?« John nahm noch einen Schluck bevor er weitersprach. »Allerdings habe ich im Dorf so einiges gehört.«
Vivian beugte sich gespannt vor. »Was denn?«
»Hier soll es Werwölfe geben.«
»Was?«
John winkte ab. »Es ist ja auch nur ein Gerücht, was ich gehört habe. Sie wissen ja, was in den Kneipen geredet wird. Ich habe das natürlich nicht geglaubt. Stellen Sie sich vor«, John lachte schallend, »man hat mich sogar gewarnt, hierher in die Klinik zu gehen. Angeblich sollen die Werwölfe hier gezüchtet werden.«
»Jetzt hört doch alles auf. Es ist klar, die Dorfbewohner stehen der Klinik negativ gegenüber. Irgendwie sogar verständlich. Aber diese Werwölfe, die sich angeblich hier herumtreiben sollen – ich bitte Sie, John. Glauben Sie diesen Quatsch etwa?« John hob die Schultern. Was alles, aber auch nichts bedeuten konnte.
Unwirsch schüttelte Vivian Delano den Kopf. Ruckartig stand sie auf und lief im Zimmer hin und her. John Sinclair steckte sich gelassen eine Zigarette an. Er war sicher, daß die Frau schauspielerte. John grinste, als er daran dachte, daß er noch einen Trumpf in der Hinterhand hielt. Vivian Delano regte sich gekünstelt auf. »Das ist es ja, was unsere Arbeit immer erschwert. Wenn irgend etwas in dieser Gegend geschieht, was nicht in den normalen Alltagskram paßt, schiebt man es uns in die Schuhe. Wir sind dazu da, um den armen Menschen zu helfen. Wenn Sie wollen, John, können Sie sich die Leute ansehen. Aber Sie müssen verdammt starke Nerven haben.«
John winkte ab. »Um Himmels willen, verschonen Sie mich bitte damit.«
»Ist doch wahr. Was werden Sie für einen Eindruck von uns haben. Ich bitte Sie nur um eines, John. Seien Sie objektiv.«
»Das bin ich in jedem Fall«, erwiderte John zweideutig. Vivian setzte sich auf die Sessellehne. John roch das Parfüm. Es roch irgendwie wild und herb, paßte aber zu einer Frau wie Vivian Delano.
Die rot lackierten Fingernägel der Ärztin strichen über Johns Wange,

fuhren über den Hals und kraulten das Nackenhaar. »Nicht wahr, John, du wirst doch diesen ganzen Unsinn nicht glauben?«

John Sinclair drehte den Kopf und blickte Vivian direkt an. »Ob Unsinn oder nicht. Ich las vorhin, als ich auf dich wartete, in einer Fachzeitschrift. Und weißt du, was ich dort gefunden habe? Einen Artikel über den Werwolf. Als Verfasser zeichnete ein…«

»Das ist doch…« Vivian Delano sprang auf. »Laß mich ausreden. Als Verfasser zeichnete ein gewisser Dr. Ramon Cazalis. Zufällig habe ich den Namen auf der Anzeigetafel in der Halle gelesen. Das mit der Werwolftheorie scheint mir doch nicht ganz unbegründet zu sein.«

»Du hast geschnüffelt?«

»Wer spricht denn von schnüffeln? Ich habe mir die Zeit vertrieben. Außerdem lagen die Zeitschriften da so herum.«

Dr. Vivian Delano wollte etwas erwidern, ließ es dann jedoch bleiben. Schließlich sagte sie: »Das hat nichts zu bedeuten. Dr. Cazalis ist ein Kollege von mir. Er beschäftigt sich mit dem Werwolfthema. Ein reiner Zufall.« Vivians Stimme klang schrill, aber nicht überzeugend.

»Ich glaube nicht an einen Zufall«, meinte John. »Wenigstens dann nicht, wenn so viele Zufälle zusammentreffen. Etwas ist hier faul, meine Liebe.«

»Bist du deshalb zu mir gekommen, um mir das zu sagen?«

»Unter anderem.«

»Was heißt das?« fragte Vivian Delano mit schriller Stimme.

»Es ist eigentlich mein Beruf, Fragen zu stellen. Ich bin nicht der, den…«

John wollte gerade seine Identität preisgeben, als die gellenden Schreie ihn zusammenfahren ließen. Sie kamen draußen vom Gang her und hörten sich an, als würden Menschen Todesängste ausstehen.

John stand einige Augenblicke stocksteif. Schon hörte er das hastige Trampeln von Schritten, und eine sich überschlagende Stimme brüllte: »Wölfe! Die Wölfe kommen…!«

***

Die beiden Aufpasser, die mit Dr. Ramon Cazalis und dem Holzfäller nach unten gefahren waren, hießen Jack Quayle und Rick Dobie.

Quayle war ein Bursche mit öligen schwarzen Haaren, und er hatte auch meistens das Kommando.

Im Moment hatten die Wärter frei. Sie hockten in ihrer Bude und pokerten. Der Raum lag ebenfalls in einem Kellertrakt. Er war quadratisch angelegt, und die Aufpasser hatten die blanken Betonwände mit Aktfotos beklebt.

Es gab zwei Betten, nur einen Schrank, einen Tisch und zwei Stühle. Die Lampe an der Decke war mit Spinnweben überzogen.

»Mensch, einmal wieder ‘ne Puppe im Arm haben«, sagte Dobie und bekam feuchte Augen, während er auf das Bild der drallen Blondine an der gegenüberliegenden Wand starrte.

»Red keinen Quatsch«, knurrte Quayle. »Paß lieber auf dein Blatt auf.«

Dobie seufzte. Er schielte in seine Karten, wischte sich den Schweiß von der Stirn und schob ein Geldstück in die Mitte des Tisches.

»Ich erhöhe um zehn Shilling.«

Quayle grinste. »Die zehn und ein Pfund.«

Dobie riß die Augen auf. »Ich passe. Verdammt noch mal, immer habe ich Pech.«

»Du hättest ja mitziehen können. Vielleicht bluffe ich nur. Na, wie ist es?«

»Nein«, knurrte Dobie und warf die Karten auf den Tisch, daß sie fächerförmig auseinanderfielen. Quayle grinste. Dann legte er sein Blatt weg und kassierte. Quayle stammte aus den Staaten und hatte dort fast ausschließlich vom Glücksspiel gelebt. Zweimal hatte man ihn wegen Falschspiels anständig verprügelt, aber Quayle hatte nicht im Traum daran gedacht, das Spielen aufzugeben. Und er fand immer wieder Leute, denen er das Geld abnehmen konnte. Wie Rick Dobie.

Quayle mischte erneut. »Und auf geht’s«, sagte er grinsend. »Aber ohne mich. Denkst du, ich will mein ganzes Moos an dich verlieren? Nee. So haben wir nicht gewettet.«

»Feiger Hund.«

»Egal. Lieber feige als blank.«

»Na, du mußt es wissen.«

»Und ob.«

Dobie griff nach der Whiskyflasche, die neben seinem kärglichen Geldhaufen stand. Der Wärter nahm erst mal einen tiefen Zug. Dann wischte er sich über den Mund und rülpste. »Was Cazalis wohl mit dem Knaben gemacht hat?« sagte er.

»Interessiert mich nicht.«

»Ob der noch lebt?«

Quayle beugte sich vor und deutete mit dem Zeigefinger auf die Brust seines Kumpans. »Ich will dir mal was sagen, Rick. Mach dir nicht zu viele Gedanken über Dinge, die dich nichts angehen. Das ist verdammt ungesund. Du kriegst dein Geld, damit fertig. Und wenn du nachts mal ab und zu einen der Idioten reinlassen mußt, dann mach die Augen zu. Du weißt, was ich meine.«

»Natürlich. Ich bin ja nicht blöde. Das ist mir auch egal. Aber hier gehen noch andere Dinge vor.«

»Und welche sind das deiner bescheidenen Meinung nach?«

Dobies Stimme senkte sich zu einem Flüstern. »Hast du nicht auch schon die Geräusche aus dem Keller gehört? Ich meine, hinter der

verschlossenen Tür. Das klang doch so, als wären da Tiere eingesperrt. Bestimmt züchtet Cazalis irgendein Monster.«

»Du bist ja bescheuert«, antwortete Quayle lakonisch. »Wir werden es ja noch sehen. Man munkelt nämlich etwas über geheime Experimente, die Cazalis durchführen soll. Ganz gefährliche Sachen, sage ich dir.«

»Wenn du schon so gut Bescheid weißt, dann melde dich doch bei Cazalis. Vielleicht kannst du sein Assistent werden.« Quayle lachte, als ob er einen guten Witz gehört hätte.

Dobie nahm wieder einen Schluck. »Ich kriege das schon noch raus«, sagte er.

»Und wenn ich dich verpfeife?«

Dobie schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Das tust du doch nicht.«

»Man kann nie wissen.«

Dobie wollte gerade eine Antwort geben, als er die Geräusche draußen auf dem Gang hörte. »Was war das, Jack?«

»Was?« fragte Quayle unwillig. Er hatte nichts gehört.

»Dieses Fauchen. Da, jetzt schon wieder.« Die Männer lauschten gespannt.

»Du hast recht«, sagte Quayle. Seine Stimme klang rauh.

Dobie stand auf. »Ich seh mal nach. Bestimmt haben sich ein paar Irre wieder selbständig gemacht.« Dobie zog mit einem tausendmal geübten Griff seinen Hartknüppel aus der Schlaufe am Hosengürtel. Hiebe mit diesem Schlagstock taten ihre Wirkung, und die beiden Wärter gingen nicht gerade zimperlich damit um.

Dobie lauschte noch einmal, bevor er die Tür aufzog. Merkwürdig, jetzt war wieder alles ruhig. Dobie legte seine Hand auf die Klinke, drückte sie nach unten und riß mit einem Ruck die Tür auf. Der Gang vor der Tür war leer.

Dobie trat über die Schwelle, wandte den Kopf und erstarrte. Zwei Werwölfe hatten sich links und rechts neben der Tür aufgebaut. Ein dritter lauerte am Ende des Ganges.

»Nein«, krächzte Dobie, dem die Angst auf einmal die Kehle zuschnürte, »das – das gibt es nicht.«

Die Bestien waren mannshoch. Sie standen aufrecht und hatten die Pranken angewinkelt. Halboffen waren die Mäuler, in denen spitze Reißzähne bleckten.

Da schlug der erste Wolf zu. Es war der, der hinter Dobie stand. Ein Hieb traf den Nacken des Wärters. Dobie flog nach vorn, genau in die mordbereiten Klauen der zweiten Bestie. Rick Dobie kam nicht einmal mehr dazu, einen Todesschrei auszustoßen. Er starb lautlos.

»He, Rick, verdammt, was ist denn da los?« Jack Quayle war ungeduldig geworden. Außerdem hatte er ein ungutes Gefühl. Dobies

Vermutungen hatten ihn doch mehr beunruhigt, als er sich eingestehen wollte. Quayle sprang auf.

In diesem Augenblick stapfte der erste Werwolf ins Zimmer. Seine Schnauze war halb geöffnet.

Quayle vereiste. Innerhalb von Sekundenbruchteilen wußte er, daß sein Kumpan nicht mehr lebte. Und diese Erkenntnis traf ihn wie ein Schock.

»Nein!« Quayle brüllte auf und riß gleichzeitig den Gummiknüppel aus der Schlaufe. Leicht wollte er es dieser Bestie nicht machen.

Der Werwolf rückte einen Schritt auf Quayle zu. Mit einem einzigen Hieb fegte er den Tisch zur Seite. Das Möbelstück prallte gegen die Wand und zerbrach. Allein dadurch konnte Quayle ermessen, welch eine Kraft in diesem Ungeheuer steckte. Aber noch gab sich Quayle nicht geschlagen. Er griff an.

Schreiend hob er den Arm und schmetterte dem Werwolf den Gummiknüppel auf die Schnauze. Die Bestie brüllte. Noch einmal drosch der Wärter zu. All seine Wut und Verzweiflung legte er in diesen Schlag. Wieder traf er den Kopf des Ungeheuers. Die Bestie wurde zurückgedrängt. Schaurig heulte sie auf.

Quayle hatte sich für Sekunden Luft verschafft. Der Weg zur Tür war frei.

Er sprintete los.

Quayle hatte die Türschwelle kaum erreicht, da tauchte die zweite Bestie auf. Der Wärter konnte seinen Lauf nicht mehr stoppen oder ihm eine andere Richtung geben. Er rannte dem Werwolf genau in die Fänge.

Stahlharte Pranken umschlossen seinen Körper. Beißender Atem traf sein Gesicht.

Quayle stemmte sich gegen den Griff.

Ohne Erfolg.

Er rammte dem Werwolf den Knüppel in den Leib, doch das zottige Fell hielt auch diese Schläge aus.

Quayle merkte, wie ihm die Luft knapp wurde. Lange konnte er das nicht mehr aushalten. Vielleicht noch eine Minute, dann…

In seiner Verzweiflung warf Quayle den Kopf hin und her.

Seine Stirn krachte gegen die empfindliche Schnauze der Bestie.

Für winzige Augenblicke lockerte sich der Griff.

Mit einer geschickten Drehung gelang es Quayle, sich aus den Klauen zu winden.

Er war wieder frei.

Aus den Augenwinkeln sah Quayle den dritten Werwolf heranjagen. Er kam von dort, wo sich der Fahrstuhl befand.

Blieb nur noch die Treppe. Sie lag in der anderen Richtung.

Quayle rannte los.

Es war mehr ein Taumeln, denn der Kampf mit dem Ungeheuer hatte viel Kraft gekostet.
Und die Bestie holte auf.
Der Wärter erreichte die Stufen. Am Geländer zog er sich hoch, nahm fünf Stufen auf einmal.
Er hatte noch einmal alle Reserven mobilisiert. Hinter seinem Rücken hörte er das Fauchen des Werwolfs. Wenn er jetzt nicht aufpaßte, dann…
Quayle brauchte gar nicht weiterzudenken. Die Pranke wischte durch die Luft und zerfetzte den Stoff seines Hemdes.
Das ratschende Geräusch ging Quayle durch Mark und Bein. Er spürte, wie ihm die Tatzen die Haut aufrissen, und bevor der Schmerz kam, hatte er das Bild seines furchtbar zugerichteten Kollegen vor Augen. Für einen Moment nur hatte er Rick Dobie gesehen. Ein gräßlicher Anblick.
Quayle rannte weiter.
Er ignorierte die Schmerzen, die sich über seinen gesamten Rücken zogen.
Er hatte nur einen Gedanken: Flucht! Weg aus dieser Hölle!
Schreiend nahm Quayle Stufe für Stufe.
Wieder wischte die Pranke durch die Luft.
Diesmal traf sie die Schulter des Wärters. Quayle wurde wie eine Puppe herumgefegt und krachte gegen die Wand.
Die Bestie schoß vor.
Im letzten Augenblick warf sich Quayle zur Seite und entging nur um Haaresbreite dem tödlichen Hieb.
Aber auch der Werwolf war aus dem Gleichgewicht geraten. Es dauerte etwas, bis er sich gefangen hatte.
Da rannte Quayle schon weiter. Er wußte selbst nicht, was ihn aufrecht hielt. Verschwommen sah er die Türen zu beiden Seiten des Flures vorbeihuschen. Hier befanden sich die Büro- und Privaträume des Arztpersonals.
Hier mußte es jemanden geben, der ihm helfen konnte.
Quayle öffnete den Mund zu einem Schrei.
»Wölfe!« brüllte er. »Die Wölfe kommen!«

***

John Sinclair flog förmlich aus dem Büro in den Gang. Er riß die Tür auf, prallte gegen die Wand und wirbelte herum.
Da sah er den Mann.
Blutüberströmt taumelte er dem Oberinspektor entgegen. Der Kleidung nach mußte es einer der hier in der Klinik angestellten Wärter sein.
Der Mann hatte den Mund aufgerissen. Immer noch brüllte er:

»Wölfe!«

Überall flogen jetzt Türen auf.

Menschen schrien in wilder Panik auf. Zum Glück schlugen sie die Türen hinter sich wieder zu.

John sah die gräßliche Bestie, die den Wärter schon fast eingeholt hatte. Die Raubtieraugen blitzten mordlüstern. Am Ende des Ganges tauchte ein zweiter Werwolf auf. Der Wärter wankte an John vorbei. Er blutete aus vielen Wunden. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch aufrecht ging. Aber wahrscheinlich hielt ihn nur der Überlebenstrieb auf den Beinen.

John versperrte der Bestie den Weg.

Der Werwolf stoppte und stieß ein zorniges, gieriges Fauchen aus.

Der Oberinspektor sah nicht, daß der Wärter hinter ihm zusammenbrach.

Der Werwolf war für einen Moment irritiert. Wahrscheinlich hatte er nicht damit gerechnet, daß sich ihm jemand in den Weg stellen und zum Kampf herausfordern würde. Die Bestie drehte den Kopf und hielt nach ihrem Gefährten Ausschau.

Der zweite Werwolf war schon heran. Er hatte die Zähne gefletscht und fauchte siegessicher. John Sinclair blieb kalt bis ins Mark.

Beinahe gelassen zog er seine mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole.

Ruhig, wie festgewachsen lag die Waffe in seiner Rechten. Der Werwolf hatte seine Überraschung überwunden. Er stieß noch einmal ein scharfes Fauchen aus und griff an. John feuerte.

Es gab einen peitschenden Knall. Das Silbergeschoß drang in den Körper des Werwolfs ein, genau an der Stelle, wo das Herz saß.

Der Werwolf stieß ein markerschütterndes Brüllen aus. Sein Angriff wurde mitten in der Bewegung gestoppt. Wild warf er den Kopf hin und her.

Geifer troff aus seiner Kehle. Und plötzlich brach er in die Knie. John Sinclair konnte die Bestie nicht weiter beobachten, denn der zweite Werwolf griff ihn an. Er sprang kurzerhand über seinen am Boden liegenden Artgenossen. John zog den Stecher der Waffe durch. Die Kugel klatschte in das Fell des Tieres, bereitete der Bestie zwar entsetzliche Schmerzen, tötete sie aber nicht. Im Gegenteil. Sie wurde nur noch wütender. John sah den Koloß auf sich zufliegen und warf sich auf der Stelle zurück, weiter nach hinten in den Gang. Der Werwolf verfehlte ihn.

Mit seinem gesamten Gewicht krachte er gegen die linke Gangwand.

Brüllend riß er sich wieder hoch.

Aber auch John Sinclair stand schon wieder auf den Beinen. Und diesmal zielte er besser.

Das Projektil aus geweihtem Silber tötete die Bestie auf der Stelle.

Der braunschwarze Körper zuckte noch einmal und rutschte dann an der Gangwand hinab zu Boden. John wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er hatte den Kampf gewonnen.

John stakste über den erledigten Werwolf hinweg und sah sich die Bestie an, die er zuerst getötet hatte. Die Nackenhaare sträubten sich dem Oberinspektor. Der tote Werwolf hatte sich verwandelt. Er war wieder zu dem geworden, was er einmal war. Zu einem Menschen.

John mußte den unsichtbaren Kloß hinunterwürgen, der auf einmal in seinem Hals saß.

Vor ihm auf dem Boden lag ein nackter, schon älterer Mann. In Höhe des Herzens, wo ihn Johns Kugel getroffen hatte, befand sich ein roter Fleck.

Der Mann hatte schütteres Haar. Das rechte Bein hatte er angewinkelt. Die Augen starrten blicklos gegen die Decke. John Sinclair wandte sich ab und trat zu dem zweiten Werwolf. Hier war die Verwandlung noch im Gange. Das braunschwarze Fell verschwand. Es löste sich einfach auf.

Die Haare am Kopf traten zurück und ließen ein noch junges Gesicht entstehen.

Rasend schnell ging diese Rückverwandlung vor sich. Als die ersten Türen geöffnet wurden, lagen zwei nackte Leichen auf dem Gang. Stimmen wurden laut. Ärzte liefen herbei. John hielt einen an der Schulter fest. »Kümmern Sie sich um den Mann dort«, sagte der Oberinspektor und zeigte auf den am Boden liegenden blutenden Wärter. Der Arzt nickte.

John ging ein paar Schritte zurück und öffnete die Tür zu Vivian Delanos Büro. Die Frau war nicht mehr da. John fluchte.

Vivian mußte während des Kampfes verschwunden sein. Hatte sie ein schlechtes Gewissen?

Wahrscheinlich. Bestimmt steckte sie tief in dem Fall drin. John nahm sich vor, noch einige Worte mit der rothaarigen Ärztin zu reden. Weglaufen würde sie ihm bestimmt nicht. Aber erst war Dr. Cazalis an der Reihe. John ging wieder zurück auf den Gang. Er hielt einen der Pfleger an.

»Wo kann ich Dr. Cazalis finden?«

Der Pfleger blickte ihn an und knurrte: »Was wollen Sie denn von ihm?«

»Das werde ich ihm selber sagen.« Der Pfleger zuckte mit den Schultern. »Gehen Sie ein Stockwerk höher. Dort hat Dr. Cazalis sein Büro.«

»Danke.«

Man hatte die beiden Toten inzwischen weggeschafft. Auch der verletzte Wärter war nicht mehr zu sehen. John schnappte Gesprächsfetzen auf. Es war fraglich, ob der Mann durchkommen

würde.

Über die Treppe ging John Sinclair ein Stockwerk nach oben. Hier sah alles so aus wie auch schon eine Etage tiefer. Dr. Cazalis' Büro war schnell gefunden.

John wollte gerade anklopfen, als er Schritte vernahm. Er wandte sich um.

Ein Mann im blütenweißen Arztkittel kam ihm entgegen. Die rote Krawatte leuchtete wie frisches Blut. Und ohne daß John den Mann gekannt hatte, ahnte er, daß ihm Ramon Cazalis gegenüberstand.

Auch Cazalis wußte, mit wem er es zu tun hatte. Ein spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen. »John Sinclair, nehme ich an.«

»Erraten.«

»Bitte. Kommen Sie doch herein.«

Ramon Cazalis öffnete die Bürotür und ließ John vorgehen. Der Oberinspektor sah nicht den tückischen Ausdruck in den Augen des Mannes. Dr. Cazalis sah John schon als neues Opfer an…

***

»Aber nehmen Sie doch Platz, Mr. Sinclair.« Ramon Cazalis tat sehr verbindlich, spielte den freundlichen und aufmerksamen Gastgeber. »Einen Whisky?«

»Nein danke, ich möchte im Augenblick nichts.«

Cazalis lachte. »Angst, daß der Whisky vergiftet ist?«

John hob die Augenbrauen. »So primitiv werden Sie doch wohl nicht sein.«

»War ja auch nur eine Frage. Auf Ihr Wohl, Mr. Sinclair.« Cazalis setzte sich hinter seinen Schreibtisch.

John hatte es sich auf einem Stuhl bequem gemacht. Er wollte nicht unbedingt in der schwarzen Ledercouch versinken.

»Tja, Mr. Sinclair, was kann ich für Sie tun?«

»Woher kennen Sie eigentlich meinen Namen?« Cazalis lachte. Unecht, wie es John schien. »Sie sind ein begehrter Mann, Mr. Sinclair. Eine Kollegin, Dr. Delano, hat schon von Ihnen berichtet. Sie hat übrigens nur in den höchsten Lobtönen von Ihnen gesprochen. Sie müssen sehr viel Eindruck auf unsere Vivian gemacht haben.«

»Lassen wir Miss Delano aus dem Spiel«, sagte John, »um sie geht es im Moment nicht, sondern…«

Das Summen des Telefons unterbrach Johns Worte.

»Entschuldigen Sie«, sagte Cazalis und hob ab.

Er lauschte einige Minuten, gab hin und wieder einen knappen Kommentar und legte schließlich ziemlich unsanft den Hörer auf die Gabel.

Cazalis sah John aus halb zusammengekniffenen Augen an.

»Man hat ein Stockwerk tiefer zwei Tote gefunden. Die Männer sind

erschossen worden. Haben Sie da mitgemischt?«

»Ja«, erwiderte John. »Und damit wären wir gleich beim Thema.« Der Oberinspektor griff in die Tasche und holte seinen Ausweis hervor.

»Damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben«, sagte John und überreichte Cazalis die Klarsichthülle, in der der Ausweis steckte.

Cazalis’ Gesicht blieb unbewegt, als er sich den Ausweis ansah.

Dann gab er ihn John zurück. »So«, sagte er. »Sie sind also ein Schnüffler.«

»Es steht Ihnen frei, mich so zu bezeichnen«, erwiderte John.

»Und was wollen Sie hier? Ich meine, Sie kommen doch nicht ohne Grund in die Klinik. Vorhin habe ich noch geglaubt, Sie wollten Miss Delano besuchen, aber jetzt sehe ich den Fall anders. Was führt Sie also zu mir?«

»Können Sie sich das nicht denken?«

»Nein.«

»Dann muß ich eben deutlicher werden.«

»Bitte, tun Sie das.« Cazalis steckte sich in aller Ruhe eine Zigarette an. »Ich warte, Oberinspektor.«

»Es geht um Werwölfe.«

»Ach, Sie spielen auf meinen Artikel an.«

»Das auch. Ich interessiere mich aber vorrangig für die Mordserie, die in Hawick passiert ist.«

Cazalis lächelte schmal. »Und Sie nehmen an, jemand aus unserer Klinik hat das getan?«

»Die Möglichkeit besteht durchaus.«

Cazalis schüttelte tadelnd den Kopf. »Ich will Ihnen mal was sagen, Herr Oberinspektor. Sie können sich die Sicherheitsmaßnahmen in dieser Klinik ansehen. Hier kommt niemand hinaus, ohne daß wir es merken. Das Gelände ist durch einen elektrischen Zaun gesichert. Der Strom wird nachts eingeschaltet, und ich möchte den sehen, der diese Sperre ohne Hilfsmittel überwindet.«

»Er braucht es ja nicht allein zu tun. Er kann ja ohne weiteres Helfer haben.«

»Sie meinen hier in der Klinik?«

»Genau.«

»Das ist eine Unterstellung, Oberinspektor, die Sie durch nichts beweisen können.«

»Um Beweise zu sammeln, bin ich ja hier.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Erfolg«, entgegnete Cazalis spöttisch.

»Aber Doktor, tun Sie doch nicht so scheinheilig.« John sprach beinahe milde. »Sie wissen doch genau, was gespielt wird. Ich bin es übrigens gewesen, der die beiden Männer erschossen hat. Es waren Werwölfe, verstehen Sie?«

»Jetzt geht aber die Phantasie mit Ihnen durch. Ich habe hier noch keinen Werwolf gesehen. Haben Sie Zeugen für Ihre Behauptungen? Und wenn Sie auf meinen Artikel anspielen, bitte, es gibt viele Wissenschaftler, die sich mit außergewöhnlichen Themen beschäftigen. Wenn Sie jeden deshalb anklagen würden, hätten Sie verdammt viel zu tun.«

»Es geht nicht um jeden. Es geht um Sie, Dr. Cazalis.«

»Gut. Was werfen Sie mir also vor?«

»Verbotene Experimente. Sie funktionieren Menschen zu Monstren um. Glauben Sie nicht, Dr. Cazalis, Sie hätten es mit einem Schuljungen zu tun. Ich beschäftige mich schon seit einigen Jahren mit Dämonologie und allem, was dazugehört. Dazu gehört auch die Lykanthropie, also die Werwolfskunde. Sie haben sich den falschen Mann ausgesucht, Doktor. Die beiden Toten waren vorher Werwölfe. Einer Ihrer Leute wird es bezeugen können. Zwei der Bestien habe ich erledigen können. Leider weiß ich nicht, wie viele Werwölfe sich noch in der Klinik herumtreiben. Und deshalb werden Sie mich bei meinem Rundgang begleiten.«

»Sie wollen also eine Durchsuchung vornehmen?«

»Ja.«

»Haben Sie eigentlich einen Durchsuchungsbefehl?«

»Wenn Sie nichts zu verbergen haben, ist dieses Papier doch überflüssig.«

»Das stimmt natürlich auch, Herr Oberinspektor. Also gut, gehen wir.«

Cazalis erhob sich von seinem Stuhl.

»Hinterher werden Sie merken, wie lächerlich Ihre Verdächtigungen waren. Bitte.« Cazalis deutete auf die Tür.

»Nach Ihnen, Doktor.«

»Ganz wie Sie wollen. Als Polizist muß man wohl von Natur aus mißtrauisch sein«, sagte Cazalis, als er an John vorbeiging.

»Ja, dann lebt man länger.«

Und dann wurde John doch noch überrascht. Cazalis war schon an der Tür, als er urplötzlich herumwirbelte. Alles ging so schnell, daß John kaum noch reagieren konnte. Wie ein Fallbeil raste Cazalis' Arm auf ihn zu. John sah zwischen den Fingern der Hand etwas blitzen. Er versuchte, sich im letzten Moment zur Seite zu werfen, doch es war zu spät. Cazalis' Hand knallte gegen seine Schulter. John spürte einen Stich, und im nächsten Augenblick erfaßte ihn ein Schwindel. Die Wände, das Zimmer, die Möbelstücke – alles drehte sich vor seinen Augen.

Dann raste der Boden mit einer ungeheuren Geschwindigkeit auf John Sinclair zu.

Bevor er aufprallte, war der Oberinspektor schon bewußtlos. Cazalis

war einen Schritt zur Seite getreten, um nicht von dem stürzenden Körper gestreift zu werden. Jetzt blickte er lächelnd auf seine rechte Hand. Zwischen Mittel- und Zeigefinger hatte er eine kleine Spritze versteckt gehabt, nicht größer als der Daumen. Wie die Spritze wirkte, sah man an John Sinclair, der regungslos auf dem Boden lag.

Cazalis bückte sich. Seine Hand fuhr unter Johns Jackett und kam mit der Beretta wieder zum Vorschein.

»Das hattest du dir so gedacht«, sagte Cazalis, ging zu seinem Schreibtisch und legte die Waffe in die Schublade.

Einen Augenblick lang starrte er auf die geöffnete Lade. Zwei Spritzen befanden sich darin. Sie enthielten das von Cazalis hergestellte Serum, das Menschen zu Bestien machte. Cazalis nahm eine Spritze an sich.

Er lächelte zynisch, als er sagte: »Mal sehen, ob dieses Serum auch bei einem Oberinspektor anschlägt…«

***

Der dritte Werwolf war noch frei!

Ungesehen hatte er es geschafft, aus der Klinik zu entkommen.

Jetzt trieb er sich im Parkgelände herum. Es waren einige Patienten unterwegs, und die Mordgier überfiel den Werwolf wie ein heftiger Rausch.

Doch er hielt sie zurück.

Irgend etwas warnte ihn. Ein Instinkt, ein Gefühl. Wenn er sich jetzt zeigte, konnte es unter Umständen das Ende für ihn bedeuten. Es waren zu viele Menschen da.

Nein, seine Chance würde noch kommen.

Die Bestie hielt sich immer im Schatten der Büsche. Einmal liefen ihm zwei Frauen über den Weg. Der Werwolf konnte nicht mehr ausweichen.

Die Frauen erstarrten vor Schreck. Doch nur für Sekunden, dann fingen sie an zu schreien.

Jetzt mußte er sie töten.

Doch auch diesmal spielte das Schicksal der Bestie einen Streich. Mehrere Spaziergänger, alarmiert durch die Schreie, tauchten plötzlich auf.

Der Werwolf zog sich blitzschnell zurück und verschwand hinter einer Baumgruppe.

Schon bald hatte er den Zaun erreicht, der tagsüber nicht unter Strom stand. Tatzen kratzten über das Gitter. Dann begann der Werwolf, daran hochzuklettern.

Er war gewandt wie ein Artist. Geschmeidig überkletterte er die obere Kante und ließ sich an der anderen Seite hinuntergleiten. Den letzten Yard sprang er. Es gab einen dumpfen Laut, als er auf dem

Boden landete.

Die Horrorgestalt lauschte. Niemand hatte etwas bemerkt. Schnell verschwand der Werwolf in dem schützenden Wald. Ein Reh kreuzte seinen Weg.

Der Werwolf stieß ein höllisches Fauchen aus und schnappte nach dem Tier.

Das Reh konnte nicht mehr ausweichen. Qualvoll starb es unter den Krallen der Bestie.

Die tierische Mordmaschine lief weiter. Mit Brachialgewalt stürmte sie durch das Unterholz.

Die Tiere des Waldes flohen in panischem Schrecken. Sie spürten immer als erste die drohende Gefahr. Immer tiefer drang der Werwolf in den Wald ein. Plötzlich blieb er stehen.

Seltsame Geräusche waren an seine Ohren gedrungen. Axtschläge hallten durch den Wald. Dazwischen das grelle Kreischen einer Motorsäge.

Vorsichtig bewegte sich der Werwolf weiter. Er achtete jetzt auf jedes Geräusch.

Der weiche Humusteppich dämpfte die Schritte des zottigen Ungeheuers.

Weit öffnete die Bestie ihren Rachen, drehte die Schnauze in den Wind. Der Geruch von Menschen war ihm in seine empfindliche Nase gedrungen.

Der Werwolf wurde jetzt noch vorsichtiger. Und plötzlich sah er das Holzfällerlager. Es befand sich auf einer Lichtung. Vier Männer arbeiteten dort. Zwei schlugen mit ihren Äxten auf einen Baumriesen ein. Die anderen beiden schnitten einen gelallten Stamm mit einer Kettensäge zurecht. Alle vier Menschen waren so in ihre Arbeit vertieft, daß sie den Werwolf nicht bemerkten. Sie ahnten nicht einmal, wie nahe ihnen der Tod bereits war…

***

Ben Strom taumelte dem Dorf entgegen. Noch immer steckte ihm der Schrecken in den Knochen. Er begriff einfach noch nicht richtig, daß er gerettet war.

Immer wieder sah sich Ben Strom um. Doch niemand war hinter ihm, keiner hatte die Verfolgung aufgenommen. Und je weiter er lief, desto stärker wurde seine Überzeugung, daß er es jetzt geschafft hatte.

Die Frau fiel ihm wieder ein. Die rothaarige Ärztin, dieses Prachtweib, mit dem er sich für Mitternacht auf der Lichtung verabredet hatte.

Himmel, nie hätte er gedacht, einmal solch eine Frau zu besitzen. Sie hatte ihm das Leben gerettet und sich ihm einfach angeboten. Um Mitternacht…

Ben Strom lief unwillkürlich schneller. Die Vorstellung, bald mit der Ärztin allein zu sein, beflügelte seine Schritte. Ben Strom hatte seine Wunden notdürftig an einem Bach gereinigt. Seinen Parka hatte er verloren, und sein Hemd war ebenfalls hinüber.

Aber das spielte weiter keine Rolle. Hauptsache, er hatte sein Leben gerettet.

Der Holzfäller überlegte, was er den Leuten im Dorf sagen sollte. Die Wahrheit? Unmöglich. Niemand würde ihm glauben, und außerdem ging seine Verabredung auch keinen etwas an. Die ersten Häuser von Hawick tauchten auf. Eine fahle Nachmittagssonne schickte ihre Strahlen auf das Dorf und zog die Feuchtigkeit aus dem Boden.

Es war schwül. Die Luft war drückend und schwer. Irgendwie roch es nach Gewitter. Mückenschwärme tanzten vor den Gesichtern der Menschen.

Am Dorfeingang traf Ben Strom zwei Bekannte. Die Männer blickten ihn staunend an. »Was ist denn mit dir passiert, Ben?«

Der Holzfäller grinste verlegen. »Ich hatte eine kleine Auseinandersetzung.«

»Aber du blutest ja!«

Ben blickte auf seinen Arm. »Nicht weiter schlimm. Nur ein Kratzer.«

»Wer hat dich denn angegriffen?« Die Männer ließen nicht locker.

»Ist doch egal.« Ben wurde ärgerlich und ließ die beiden kurzerhand stehen.

Zwei nachdenkliche Augenpaare blickten ihm nach. Vermutungen entstanden, Gerüchte.

Während Ben Strom schnell zu seinem Haus lief, gingen die Männer zum Gasthof, um die Nachricht zu erzählen. Der Holzfäller wohnte mit seiner Schwester zusammen. Wanda Strom war einige Jahre älter und genau wie ihr Bruder nicht verheiratet. Sie würde auch wohl kaum noch einen Mann finden, denn sie hatte sich im Laufe der Jahre zu einer keifenden Alten entwickelt.

Wanda Strom hatte ein verkniffenes Gesicht und trug die unmodernste Kleidung, die man sich vorstellen konnte. Sie hatte meistens schlechte Laune und an allem etwas herumzunörgeln. Bei den Dorfbewohnern war sie so beliebt wie eine Klapperschlange.

Doch das störte Wanda Strom nicht.

Als Ben das Haus betrat, putzte sie gerade die einfach eingerichtete Küche.

»Ben?« rief sie über die Schulter zurück. Ihre Stimme klang ein wenig schrill.

Ben Strom kümmerte sich nicht um den Ruf, sondern ging die schmale Treppe hoch. Sein Zimmer lag in der ersten Etage. Der Holzfäller zog sich erst einmal die Sachen aus. Jetzt merkte er doch, daß sein Arm noch verflucht schmerzte. Die Pranken der Bestie hatten

tiefe Kratzwunden hinterlassen. Das Blut war getrocknet und hatte eine harte Kruste gebildet.

Wanda Strom betrat Bens Zimmer, ohne anzuklopfen. Ben war gerade dabei, sein Unterhemd auszuziehen. Jetzt wandte er den Kopf und blickte seine Schwester an, die auf der Türschwelle stehengeblieben war.

»Wo hast du dich denn herumgetrieben?« lautete ihre erste Frage.

»Das ist meine Sache.«

»So, meinst du?« Wanda Strom fletschte die Zähne. Ihr magerer Arm schoß vor, und der dürre Zeigefinger zeigte auf Bens Wunde. »Und woher hast du das? Du hast dich doch nicht selbst in den Arm gebissen.«

»Ach, laß mich doch in Ruhe.«

»Nein! Ich will wissen, was geschehen ist. Schließlich habe ich ein Recht darauf.«

»Ein Recht?« Ben lachte auf. »Wenn ich dir schon etwas erzähle, dann tue ich das freiwillig.«

»Ich höre.«

Ben resignierte. Es war immer das gleiche. Seine Schwester war die Stärkere. Sie machte mit ihm, was sie wollte. Ben erzählte ihr, daß er auf eigene Faust Nachforschungen angestellt hätte. Er veränderte die Geschichte allerdings ein wenig und sagte nichts von den Werwölfen. Die Verletzung schob er auf eine Auseinandersetzung mit zwei Irren. Wanda Strom schüttelte den Kopf. »Ich habe dir ja immer gesagt, daß du mal reinfällst. Heute hast du noch mal Glück gehabt. Sei froh, daß diese Ärztin dazwischengekommen ist. War es die Rote?«

»Ja.«

»Hüte dich vor ihr.«

»Wieso?«

»Die ist falsch wie eine Schlange.«

»Das sagst du von jeder, die besser aussieht als du.« Wanda Strom schluckte den Vorwurf, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Ich habe dich jedenfalls gewarnt.«

»Ist schon gut.« Ben winkte ab. »Hol mir lieber ein Pflaster, und laß heißes Wasser in die Wanne laufen.«

»Willst du jetzt baden?«

»Ja, zum Teufel.« Wanda Strom zuckte mit den Schultern und trollte sich. Ben Strom schloß seine Zimmertür von innen ab und legte sich aufs Bett. Es dauerte noch etwas, bis das Wasser heiß war. Ben kam ins Grübeln, und ehe er sich versah, war er in einen leichten Halbschlaf hinübergeglitten.

Er träumte von Monstern, Werwölfen und von der Rothaarigen. Er sah sich mit ihr zusammen auf einem Bett liegen. Beide waren sie nackt. Und plötzlich verwandelte sich die Frau in ein schreckliches

Monster.
Vier Arme schienen nach Ben zu greifen. Vier Hände umklammerten seine Kehle und drückten ihm die Luft ab. Ben röchelte.
Urplötzlich wurde er wach. Schweißgebadet setzte er sich auf. Verwirrt blickte er sich im Zimmer um. Da war niemand. Er hatte alles nur geträumt. Eigenartig, dieser Traum. Sollte er vielleicht eine Warnung gewesen sein? Ben stand auf und wusch sich das Gesicht. Dann verließ er sein Zimmer und ging nach unten. Das Badewasser mußte bereits fertig sein.

***

Kreischend fraß sich die Säge durch den Holzstamm. Sie zerschnitt ihn wie Butter.
Die fertigen Stücke – etwa armlang – wurden an der Seite gestapelt.
Die Holzfäller arbeiteten nun schon seit den frühen Morgenstunden. Nur noch wenige Minuten, dann würde der Wagen der Holzfabrik kommen und die zugeschnittenen Stämme abholen. Man hatte einen Weg zur Straße geschaffen, damit der Wagen mit seinem Anhänger durchkam. Den vier Holzfällern lief das Wasser vom Körper. Besonders stark schwitzten die beiden, die mit ihren Äxten einen Baumriesen bearbeiteten.
Der riesige Stamm war schon mit einer Motorsäge angesägt worden. Es ging jetzt darum, den letzten Rest so zu schlagen, daß der Baum auch in die gewünschte Richtung kippte. Eine Arbeit, die Erfahrung und Fingerspitzengefühl erforderte.
Immer wieder holten die beiden Holzfäller aus. Die höllisch scharfen Schneiden der Äxte blitzten auf, bevor sie mit einem dumpfen Geräusch in das Holz schlugen. Bei jedem Schlag traten die Muskeln der Männer wie gebündelte Stahltrossen hervor. Die braungebrannten nackten Körper glänzten schweißnaß.
»Noch ein paar Schläge, dann haben wir's.« Die beiden Holzfäller machten für einen Augenblick Pause und besahen sich den Keil. »Verdammt, war das ein Brocken.«
»Wir schlagen ihn so, daß er direkt zur Seite kippt. Ich schätze, noch zehn Schläge, dann ist es soweit.« Die Holzfäller machten sich wieder an ihre Arbeit. Sie wollten den Baum unbedingt noch an diesem Tag fällen. Ein Knirschen deutete an, daß es bald soweit war. Die beiden anderen Männer an der Motorsäge hatten ihre Arbeit unterbrochen und sahen dem gigantischen Schauspiel zu. Keiner der vier Holzfäller hatte den Werwolf entdeckt, der hinter einem Busch lauerte und das Treiben der Männer aus mordlüsternen Augen beobachtete. Doch etwas wußte die Bestie nicht. Sie befand sich genau in der Fallrichtung des Baumriesen. Ein letztes Mal schlugen die beiden Männer zu. Jetzt aus einer Richtung.

Langsam, wie bei einer Zeitlupenaufnahme, neigte sich der Baumriese zur Seite.

Die beiden Holzfäller sprangen zurück. Ein häßliches Knirschen lief durch den Stamm. Der Riese wankte. Und dann kippte er um.

Der Werwolf, der noch immer in seiner Deckung kauerte, wurde von dem krachenden Geräusch aufgeschreckt. Er riß den Kopf in den Nacken.

Ein riesiges Laubdach neigte sich ihm entgegen. Er sah den gewaltigen Stamm, der auf ihn zu kippte und kleinere, schwächere Bäume wie Grashalme unter sich begrub.

Der Instinkt warnte die Bestie vor der Gefahr. Mit einem gewaltigen Sprung jagte sie aus ihrer Deckung, brach durch das Unterholz und versuchte, dem fallenden Baumriesen zu entgehen.

Fast hätte der Werwolf es geschafft.

Doch der Baum war schneller. Je tiefer er fiel, um so rascher wurde er.

Das ohrenbetäubende Krachen erfüllte die Luft. Die mächtige Baumkrone fegte den Boden. Ein Netz von Ästen und Zweigen flog auf den Werwolf zu.

Ein Ast streifte seinen Kopf, ließ ihn taumeln. Zwei weitere Äste drückten ihn zu Boden. Der Werwolf brüllte.

Eingeklemmt von Ästen und Zweigen wurde er am Boden niedergedrückt. Mit Gewalt bekam er eine Pranke frei. Wild schlug er um sich, fetzte Laub und kleine Äste zur Seite. Doch befreien konnte er sich nicht. Noch nicht… Während der Werwolf darum kämpfte, aus der Falle zu gelangen, rannten die Holzfäller los. Sie wollten sich den gefällten Baum ansehen und die dicksten Äste abschlagen. Die Männer hatten sich getrennt.

Bob Fisher, einer der Axtträger, bahnte sich einen Weg zu der riesigen Baumkrone. Immer wieder mußte er mit der Axt zuschlagen. Er handhabte dieses Werkzeug wie ein Zauberkünstler seinen Stab. Die schwere Axt pfiff durch die Luft. Wo die Klinge hintraf, flogen Äste und Blätter zur Seite. Plötzlich blieb Bob Fisher stehen.

Ein anderes Geräusch war durch das hämmernde Klopfen der Axt gedrungen.

Wütendes Kreischen und Heulen. Es mußte direkt vor ihm sein.

Aber wer konnte das sein? Ein Tier? Wahrscheinlich. Bestimmt hatte es sich nicht so schnell in Sicherheit bringen können. Bob Fisher war ein Tierfreund. Vielleicht konnte er der Kreatur noch helfen, sie aus der mißlichen Lage befreien. Es wäre nicht das erstemal gewesen. Einmal hatte er sogar schon ein Reh retten können. Er hatte es dann mit nach Hause genommen und gesund gepflegt. Noch heute kam das Reh im Winter zur Fütterung.

Der Holzfäller ging weiter. Er schlug jetzt keine Äste mehr ab, um

das gefangene Tier nicht unnötig zu erschrecken. Die Hindernisse bog er mit der Hand zur Seite. Ein paarmal mußte er sich tief ducken, um überhaupt weiterzukommen.

Plötzlich blieb Bob Fisher stehen.

Er vernahm dicht vor sich das Brechen und Knacken von Ästen. Noch verwehrte ihm ein Laubdach den Blick. Und wieder hörte er das schreckliche Geheul. Eine Gänsehaut lief dem Holzfäller über den Rücken. Er hatte solch ein Geräusch noch nie gehört.

Der Holzfäller bekam auf einmal Angst. Er dachte nicht mehr daran, weiterzugehen. Aber da war es schon zu spät.

Die Äste vor ihm wurden mit Brachialgewalt zur Seite gedrückt. Es splitterte und knackte. Und dann sah Bob Fisher die Bestie.

Im ersten Augenblick glaubte er, in einen Horrorfilm versetzt Unglaublich war das, was er sah.

Hochaufgerichtet stand ein Werwolf vor ihm. Die Zähne gefletscht und mit mordbereiten Pranken. Sekundenlang standen sich Mensch und Bestie gegenüber. Dann griff die Bestie an. Wütend und fauchend stapfte der Werwolf los. Wie lose Blätter Papier wischte er einige lästige Zweige zur Seite. Er hatte nur noch einen Drang: töten. Bob Fisher wollte sich zurückwerfen, wollte weglaufen, doch er übersah den Ast, der quer auf dem Boden lag. Fisher stolperte.

Mit einem überraschten Schrei kippte er zur Seite, genau in ein Gewirr von Zweigen und kleineren Asten. Irgendwo schrammte er sich den Kopf, und mit der Hüfte knallte er gegen einen vorspringenden Ast.

Bob Fisher wälzte sich auf den Rücken. Die schwere Axt hielt er nach wie vor umklammert. Er hatte im Moment der Überraschung nicht mehr an diese Waffe gedacht. Schon war der Werwolf da!

Er sah ein Opfer am Boden liegen und stieß ein siegessicheres Geheul aus.

Doch so leicht gab sich Bob Fisher noch nicht geschlagen. Während der Werwolf auf ihn zustürzte, riß er noch am Boden liegend die Axt hoch.

Die scharfe Schneide zerschnitt die Luft und traf den Werwolf in die rechte Schulter. Der Schmerz fraß die Bestie fast auf. Bob Fisher hatte den Schlag mit ungeheurer Wucht ausgeführt. Er brachte den Werwolf aus der Fallrichtung, so daß der schwere Körper neben ihm zu Boden krachte. Nervenzerfetzend war das schaurige Geheul der Bestie. Sie warf sich auf die Seite. Die gefährlichen Pranken schlugen nach Bob Fisher, rissen ihm die Haut auf und brachten ihm tiefe Wunden bei.

Der Holzfäller wußte selbst nicht, wie er auf die Beine gelangte. Es war wohl mehr ein Reflex, der nackte Überlebenswille. Auf jeden Fall stand er plötzlich, und die Bestie hockte noch immer am Boden.

Bob Fisher brüllte auf, als er weit mit der Axt ausholte. Er ließ dem

Werwolf keine Chance.
Fisher taumelte schließlich zur Seite. Nur weg hier! Weg von diesem Ort des Schreckens.
Rote Kreise tanzten vor seinen Augen. Zweige und Äste klatschten gegen sein Gesicht. Bob hatte die Axt fallen lassen. Er hatte den Mund zu einem Schrei aufgerissen, doch aus seiner Kehle drang nur ein schluchzendes Krächzen. Irgendwann knallte er mit dem Kopf gegen einen weit vorspringenden Ast.
Etwas funkte noch in seinem Gehirn auf, dann verlor Bob Fisher das Bewußtsein. So fanden ihn seine Kollegen.
Sie schleppten ihn zu dem inzwischen eingetroffenen Wagen der Holzfabrik.
Ratlos standen die Männer um ihren bewußtlosen Kollegen herum. Einer hatte eine Taschenflasche Whisky bei sich. Er flößte Bob etwas von dem Alkohol über die Lippen. Der Whisky schaffte es. Er holte Bob Fisher aus der Bewußtlosigkeit zurück. »Mensch, Bob, was ist passiert?«
Bob Fisher richtete sich auf. Schmerzhaft verzog er das Gesicht. »Was ist geschehen? Los, red schon, Bob!« Die Fragen der Kollegen stürmten auf ihn ein.
Und der Holzfäller erzählte. Zuerst waren die Gesichter der Männer gespannt, doch dann machten sich Zweifel und Entsetzen gleichzeitig breit.
Schließlich rannten zwei Männer los, um die Stelle zu suchen, wo alles geschehen war.
Es dauerte einige Minuten, bis sie zurückkamen. Ihren Gesichtern sah man an, daß Bob nicht gelogen hatte.
»Er – er hat die Bestie getötet«, sagte der eine und hatte Mühe, einen Brechreiz zu unterdrücken. »Es – es sah schrecklich aus. Ich glaube, das war der Mörder, der die neun Leute umgebracht hat.«
Die Männer antworteten nicht. Sie blickten ihren Kollegen nur schweigend an. Und in ihren Augen stand das Grauen.

***

»Oberinspektor!« Ramon Cazalis lachte auf. »Auch solche Schnüffler, wie du einer bist, können mir nicht das Wasser reichen.«
Triumphierend starrte der verbrecherische Arzt auf den reglosen John Sinclair hinab. In einem plötzlichen Anfall von Wut wollte Cazalis den Mann von Scotland Yard in die Rippen treten, ließ es aber dann bleiben. »Du hast ja doch nichts davon«, murmelte er. Durch das Fenster fiel ein schmaler Streifen Sonnenlicht. Die Sonne stand schon tief, bald würde die Dämmerung einsetzen.
Ramon Cazalis trat ans Fenster. Er hatte keine Eile. Seine Bewegungen waren langsam und bedacht. Dieser Sinclair war ihm

sicher.

Hinter den Vorhängen befanden sich die Laufbänder für die Rolläden.

Cazalis zog das Band an.

Rasselnd glitten die Rolläden nach unten. Cazalis ließ eine Spalte frei, um noch genügend sehen zu können. Cazalis hatte, bevor er die Rolläden nach unten gezogen hatte, die bewußte Spritze wieder auf den Tisch gelegt. Jetzt nahm er sie abermals an sich und hielt sie prüfend hoch. Es war gerade noch hell genug, um erkennen zu können, daß der Zylinder restlos gefüllt war. Die Flüssigkeit hatte einen leichten Stich ins Gelbliche. Sie sah harmlos aus, war aber höllisch gefährlich.

Mit kritischem Blick prüfte Cazalis noch einmal den Inhalt. Ja, es war alles in Ordnung.

John Sinclair lag noch immer bewegungslos am Boden. Die Betäubungsspritze hatte ihn ganz schön geschafft. Cazalis kniete sich nieder. Gekonnt hielt er die Spitze mit der teuflischen Flüssigkeit in der rechten Hand. Mit der linken Hand knöpfte er Johns Hemd auf. John Sinclair trug ein weit ausgeschnittenes Unterhemd, das einen großen Teil der Brust freiließ. Das reichte Cazalis. Er setzte die Spritze an.

Nichts konnte John Sinclair mehr vor einem grausamen Schicksal retten…

In diesem Augenblick klopfte es gegen die Tür. Drängend, fordernd.

Ramon Cazalis verschluckte einen Fluch. »Ja, zum Teufel, was ist denn?«

»Öffnen Sie, es ist etwas Schreckliches geschehen.« Cazalis stand auf. Sicher, er hätte sagen können, der Mann könne sich zum Teufel scheren, aber dann wäre Cazalis aufgefallen, hätte sich unter Umständen verdächtig gemacht.

So erhielt John Sinclair noch eine Galgenfrist… Cazalis hatte vorher abgeschlossen. Jetzt drehte er den Schlüssel zweimal und öffnete die Tür. Das schweißüberströmte und von nacktem Entsetzen gezeichnete Gesicht eines Pflegers starrte ihn an.

»Doktor«, preßte der Mann hervor. »Unten – unten im Keller.«

»Was ist dort unten?« Cazalis wurde ärgerlich.

»Eine Leiche, Doktor! Eine gräßlich zugerichtete Leiche. Das – das muß das Tier getan haben.«

»Wer ist es denn?« schnappte Cazalis.

»Rick Dobie, Doktor.« Der Mann schnappte nach Luft. »Wenn Sie selbst kommen wollen und sich die Sache ansehen. Ich glaube, wir müssen die Polizei holen.«

»Keine Polizei«, erwiderte Cazalis scharf. Und als der Mann ihn ungläubig anstarrte, lenkte er ein. »Wenigstens vorläufig nicht.«

»Ja, Doktor.«

»Und jetzt gehen Sie, Mann«, sagte Cazalis. »Zu niemandem ein Wort, verstanden? Ich regele die Sache schon. Auch mit der Polizei. Wir müssen dabei behutsam zu Werke gehen. Schließlich steht der gute Ruf der Klinik auf dem Spiel. Und wenn dieser Mord – äh, diese Tat an die Öffentlichkeit dringt, verlieren wir unter Umständen beide unseren Job.« Der Pfleger nickte eifrig.

Ramon Cazalis schlug dem Mann auf die Schulter. »Das wär's dann wohl.«

»Ja, Doktor. Und entschuldigen Sie nochmals, daß ich…«

»Aber das war doch Ihre Pflicht. Ich hätte es Ihnen sehr übelgenommen, wenn Sie mir diese abscheuliche Tat nicht gemeldet hätten.«

Der Pfleger ging beruhigt davon. Cazalis wartete noch, bis er um die nächste Biegung verschwunden war, und huschte dann wieder zurück in sein Büro. Er hatte die Tür während des Gesprächs geschlossen gehalten, daß der Pfleger keinen Blick in das Zimmer werfen konnte.

Cazalis, dieser Teufel, hatte sich den Pfleger schon als neues Opfer ausgewählt. Nach John Sinclair.

Der Oberinspektor lag noch immer so auf dem Boden, wie Cazalis ihn verlassen hatte.

Cazalis hatte die Spritze, als es klopfte, wieder in seine Kitteltasche gesteckt. Jetzt holte er sie hervor. »Nun hilft dir niemand mehr, Oberinspektor.« Cazalis kicherte böse.

Der Arm mit der Spitze näherte sich Johns zum Teil entblößter Brust.

Da explodierte der Oberinspektor im wahrsten Sinne des Wortes.

Mit ungeheurer Wucht fegte seine Handkante gegen den Arm mit der Spritze.

Cazalis wurde völlig überrascht. Die Spritze flog ihm aus den Fingern, prallte gegen die Wand und zerbrach mit einem satten Geräusch auf dem Boden. Die gelbliche Flüssigkeit hinterließ überall kleine Flecken.

John hatte viel Wucht in den Schlag gelegt. Cazalis war zurückgeworfen worden. Er lag keuchend am Boden und hielt sich den Arm.

Aber auch der Oberinspektor war noch nicht voll da. Er war erst vor wenigen Augenblicken aus der Bewußtlosigkeit erwacht. Und dies hatte er auch nur seiner eisernen Konstitution zu verdanken.

Ein Schwächerer wäre länger bewußtlos geblieben. John versuchte mit aller Kraft, auf die Beine zu gelangen. Noch drehte sich alles vor seinen Augen.

Er quälte sich auf die Knie, stützte sich mit beiden Händen ab. Aber auch Cazalis erkannte, in welch einer Lage sich sein Gegner befand. Er verbiß die Schmerzen und taumelte hoch. Es mußte ihm gelingen, an seinen Schreibtisch zu kommen. Dort lagen seine und Johns Pistole.

John Sinclair bemerkte die Absicht und hechtete vor. Seine Finger umklammerten Cazalis' rechten Knöchel.

Der Arzt verlor das Gleichgewicht. Er ruderte mit den Armen und fiel.

Genau auf seinen Arm. Schmerzgebrüll hallte durch das Büro. John ließ den Knöchel nicht los. Er drehte daran, und Cazalis mußte sich zwangsläufig auf den Rücken werfen. Er trat mit dem anderen Bein nach John und traf ihn am Kopf. John Sinclair konnte nicht schnell genug ausweichen. Die Schuhsohle ratschte an seinem Ohr entlang. Es tat höllisch weh. Trotzdem ließ der Oberinspektor nicht los. Die beiden Männer kämpften verbissen. Wäre John im Vollbesitz seiner Kräfte gewesen, hätte ihm ein Mann wie Cazalis keine Schwierigkeiten bereitet. So aber wurde es ein mörderischer, mit allen Tricks geführter Kampf. Schließlich gelang es John, Cazalis auf den Boden zu drücken. Er hatte seinen rechten Unterarm gegen Cazalis' Hals gepreßt. Vergeblich stemmte sich der Arzt gegen den Griff an.

»Gib auf!« keuchte John. Cazalis spie ihm ins Gesicht.

John wollte den Kopf noch wegdrehen. Es gelang ihm aber nicht. Durch diese Bewegung lockerte er unwillkürlich den Griff. Mit zwei blitzschnellen und gemeinen Kniestößen konnte sich Cazalis aus dem Würgegriff befreien.

John Sinclair stöhnte vor Schmerz auf. Mit beiden Händen hielt er sich den Unterleib.

Dr. Cazalis stieß ein Hohngelächter aus. Er schnellte auf die Beine. Es war ein Wunder, wieviel Kraft noch in dem Mann steckte.

Mit Riesensätzen hetzte er auf den Schreibtisch zu, griff in die offenstehende Lade und hielt plötzlich John Sinclairs Pistole in der Hand.

»Jetzt bist du dran!« brüllte er.

Cazalis sprang um den Schreibtisch herum und legte auf John Sinclair an.

Es ging um Sekundenbruchteile. Und nun zeigte sich, welch ein Fighter John Sinclair war. Er sah, daß Cazalis auf einer Teppichbrücke stand und daß sich das eine Ende des Teppichs direkt vor John befand. Mit einem gewaltigen Ruck zog John Sinclair an dem Teppich. Seine Bewegung war so schnell, daß Cazalis sie kaum verfolgen konnte.

Wie vom Katapult abgefeuert, flog er nach hinten. Sein überraschender Schrei ging in dem Laut unter, mit dem er auf den Boden prallte.

Ehe sich Cazalis herumwälzen konnte, war John heran. Er hatte all seine Kräfte konzentriert und jagte Cazalis mit einem Tritt die Pistole aus der Hand.

Dann war der verbrecherische Arzt selbst an der Reihe. Mit drei

gezielten, wirkungsvollen Schlägen verschaffte John Ramon Cazalis eine kostenlose Reise ins Traumland. Schwer atmend blieb der Inspektor einige Sekunden in seiner Stellung. Dieser Kampf hatte ihn mehr gefordert, als er zugeben wollte. John entdeckte in dem Büro ein Waschbecken und wankte darauf zu. Er hielt erst mal den Kopf unter das kalte Wasser. Dann nahm er seine Pistole an sich und lud sie nach. Erst jetzt war ihm wohler. Anschließend schleppte John Sinclair den bewußtlosen Ramon Cazalis zu einem Stuhl.

Mit einer Ladung Wasser brachte er den Arzt wieder zu sich. Cazalis schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Er öffnete die Augen und erkannte durch den Wasserschleier seinen Gegner John Sinclair.

Der Oberinspektor hielt die Pistole in der Rechten. Die Mündung zeigte auf Cazalis' Brust. Der Arzt schielte auf die Schreibtischschublade.

John lächelte wissend. »Falls Sie Ihre Pistole suchen, ich habe mir erlaubt, sie einzustecken.«

John klopfte auf seine Jackentasche. Er hatte die Waffe tatsächlich eingesteckt, bevor er gegangen war, um das Glas Wasser zu holen.

»Und jetzt werden Sie mir doch bestimmt einiges zu erzählen haben, Dr. Cazalis«, sagte John und hob die Pistole ein wenig an, damit der Arzt genau in die Mündung blicken konnte.

Ramon Cazalis fing sich überraschend schnell. Er zauberte sogar so etwas wie ein Lächeln auf seine strichdünnen Lippen. Einen spöttischen Blick auf die Pistole werfend, meinte er: »Das ist Aussageerpressung, Herr Oberinspektor.«

John hob die Schultern. »Nehmen Sie es, wie Sie wollen. Die Waffe soll Sie nur vor weiteren Dummheiten bewahren. Aber in diesem Fall geht es um mehr als um Aussageerpressung. Neun Menschen sind bestialisch ermordet worden. Und Sie, Dr. Cazalis, hängen in dieser Mordserie drin. Ich nehme sogar stark an, daß alles nur nach Ihrem Willen geschehen ist. Daß der oder die Mörder gar nichts davon gewußt haben. Und da kommen Sie mir noch mit einer bürokratischen Lappalie. Für wen halten Sie mich, Doktor?«

»Für einen miesen Schnüffler, das habe ich Ihnen ja schon gesagt.«

John überhörte diese Antwort. Scharf sagte er: »Also, was wird hier gespielt? Oder wollen Sie es erst auf eine Durchsuchung ankommen lassen?«

Cazalis' Sicherheit blätterte ab wie der Putz von einem alten Haus. Er senkte den Kopf und preßte die Lippen zusammen. John sah förmlich, wie es hinter der Stirn des Mannes arbeitete. Gab er jetzt auf? Der Oberinspektor ließ ihm Zeit.

Still war es in dem Büro. Die Minuten tropften dahin. Draußen ging bereits die Sonne unter. John stand auf, trat ans Fenster und zog die

Rolläden hoch. Jetzt drang wenigstens noch etwas Tageslicht in das Zimmer.

John setzte sich wieder. Er wollte gerade eine Frage stellen, da hob Cazalis den Kopf. Ein schwerer Atemzug durchbrach die Stille.

»Ich habe mich entschlossen zu reden. Was wollen Sie wissen?« Cazalis' Stimme klang belegt. »Alles.«

Cazalis schluckte schwer und rieb sich über das schweißnasse Gesicht. »Ja«, sagte er, »ich habe ein Serum entwickelt, das aus Menschen Werwölfe macht. Jahrelang habe ich mich mit dem Gebiet der Lykanthropie beschäftigt. Zuerst nur aus reinem Hobby, aber dann wurde es zu einer Besessenheit. Ich habe dafür gesorgt, daß ich in diese Klinik hier kam. Sie ist sehr abgelegen, und niemand fragt danach, womit man sich beschäftigt. Ich bin auch mit einigen Artikeln an die Öffentlichkeit getreten, habe jedoch nur Hohn und Spott geerntet.«

Cazalis legte eine kleine Pause ein und redete dann weiter. »Schließlich war es soweit. Ich hatte das Serum. Ich spritzte es dem ersten Menschen ein. Es war ein Irrer. Das Serum schlug auf der Stelle an. Der Irre begann sich zu verwandeln. Er wurde zu einem Werwolf. Ich ließ ihn frei, raus aus der Klinik. Er kam zurück und hatte gemordet. Das gab mir Mut. Jetzt probierte ich das Serum an völlig normalen Menschen aus. Ich hatte sie kurzerhand gekidnappt. Auch hier hatte ich Erfolge. Allerdings dauerte es bei den Gesunden etwas Enger. Erst beim dritten- oder viertenmal schlug das Serum richtig an. Aber auch sie mordeten. Nach einer Stunde jeweils setzte dann immer die Rückverwandlung ein. Die Werwölfe wurden wieder zu normalen Menschen. Sie hatten alles vergessen. Und ich war der ungekrönte König. Es ging einige Zeit gut. Die Menschen im nahen Dorf hatten Angst. Natürlich verdächtigte man die Insassen der Klinik, aber einen konkreten Beweis gab es nicht. Ja, die Leute hüteten sich sogar, die Polizei einzuschalten. Denn sogar sie hingen mit drin.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Werden Sie gleich, Herr Oberinspektor. Aber wie sind Sie eigentlich auf meine Spur gekommen?«

»Durch den Brief eines Küsters. Der Mann stammte aus Hawick. Soviel ich von den Dorfbewohnern gehört habe, ist er tot.«

»Ja, er war das letzte Opfer. Er wollte wohl besonders schlau sein. Genau wie dieser Ben Strom.«

»Wer ist das schon wieder?«

»Ein junger Mann aus Hawick. Er suchte mich vor einigen Stunden auf und bedrohte mich mit der Waffe. Wie Sie. Nur hatte er schlechte Nerven. Ich habe unter meinem Schreibtisch ein Alarmsignal gedrückt, und dann sind zwei meiner Leute gekommen.«

Johns Haltung spannte sich unwillkürlich. Cazalis lächelte. »Keine

Angst, Herr Oberinspektor. Bei Ihnen würde der Trick nicht ziehen. Ich habe meine Chance verspielt, ich weiß es. Aber weiter. Dieser Strom wurde also von meinen Leuten überwältigt. Ich hatte diesmal allerdings nicht vor, ihn zu meinem Opfer zu machen, sondern ich wollte meinen drei speziellen Freunden eine Freude gönnen. Ich hatte drei Werwölfe. Bei diesen früheren Menschen ist das Serum so angeschlagen, daß sie für immer Werwölfe bleiben werden. Für sie gibt es kein Zurück mehr. Und Ben Strom wollte ich ihnen praktisch schenken, um sie bei Laune zu halten« Cazalis begann zu lachen.

John Sinclair preßte die Zähne zusammen. Er mußte sich beherrschen. Diesem Mann bedeutete ein Menschenleben gar nichts. Nicht mehr als eine leere Konservendose, die man mit den Füßen aus dem Weg tritt.

Ramon Cazalis redete weiter, »Strom überlebte. Aber nicht durch eigene Kraft, wie ich jetzt weiß. Jemand hat ihn befreit. Und wissen Sie wer?« John schüttelte den Kopf.

»Ihre Freundin. Vivian Delano, dieses Biest. Sie wollte Ben Strom für sich haben.«

»Wie hängt das denn zusammen?«

Cazalis lachte. »Das müssen Sie schon selbst herausfinden. Während ich Ihnen davon erzählt habe, habe ich eine Zyankalikapsel zerbissen. Ich habe nur noch Sekunden zu leben. Denken Sie daran. Vivian Delano, sie ist – auch das Dorf – die Männer…«

Cazalis begann plötzlich nach Luft zu schnappen. John sprang auf. Er wollte einen Arzt holen.

»Nein«, keuchte Cazalis mit letzter Kraft. »Ich – ich weiß, was Sie vorhaben. Mir – mir nützt kein Arzt mehr. Ich…« Cazalis' Gesicht lief blau an. Weit traten seine Augen aus den Höhlen.

In einer Reflexbewegung riß sich der Arzt die obersten Hemdenknöpfe auf. Gleichzeitig bäumte er sich auf seinem Stuhl hoch, sackte jedoch gleich darauf wieder zusammen. Noch ein letztes verzweifeltes Luftholen, dann war es vorbei. Langsam kippte Cazalis' Oberkörper nach vorn. Mit der Stirn fiel er auf die Schreibtischplatte.

John Sinclair steckte seine Pistole weg. Dann schob er den toten Cazalis etwas zur Seite, um an die Schublade zu gelangen. Er zog sie auf.

Noch zwei Spritzen fielen ihm ins Auge. Sie sahen so aus wie die, mit der er behandelt werden sollte. John nahm die Spritzen und warf sie in das Waschbecken. Er ließ das Wasser laufen, so daß die gefährliche Flüssigkeit in den Ausguß gespült wurde.

Dann rief John die nächste Polizeidienststelle an. Er redete etwa zwanzig Minuten, bis er die Zusicherung des zuständigen Inspektors hatte, mit einer Anzahl Bereitschaftsbeamten anzurücken.

John hatte nämlich vor, die Klinik hier unter Quarantäne zu halten,

bis alles restlos geklärt war.

Ein Verzeichnis der in der Klinik arbeitenden Ärzte fand John unter der Schreibtischunterlage. Er wählte die Nummer eines gewissen Dr. Morrow. John hoffte nur, daß Cazalis auf eigene Faust gearbeitet hatte.

Dr. Morrow versprach, so schnell wie möglich zu kommen. Der Arzt entpuppte sich als ein mittelgroßer Mann mit einer Halbglatze. Als er den toten Cazalis sah, verlor sein Gesicht die Farbe.

John gab die wichtigsten Erklärungen. Dr. Morrow konnte nur immer wieder fassungslos mit dem Kopf schütteln.

»Sie sind mir dafür verantwortlich, daß niemand dieses Zimmer hier betritt«, sagte John. »Es sei denn, jemand von der Polizei.«

Dr. Morrow sah John ungläubig an. »Ja, wollen Sie denn nicht hierbleiben?«

»Nein. Ich habe noch etwas zu erledigen, komme aber im Laufe der Nacht wieder.«

»Wissen die Beamten denn genau Bescheid?«

»Ja.«

»Entschuldigen Sie, aber ich bin ziemlich durcheinander.« John lächelte dem Arzt aufmunternd zu und verließ dann das Büro.

In der Klinik herrschte Unruhe. Schwestern und Pfleger liefen aufgeregt umher. John wurde mehrmals aufgehalten und gefragt, doch er gab keine Antwort. Der Oberinspektor hatte es eilig.

Er fühlte, wie seine Narbe auf der rechten Wange wieder zu brennen begann. Bei John immer ein Zeichen innerer Erregung. Dieser Fall war noch längst nicht abgeschlossen. Noch gab es ein anderes Rätsel. Das Rätsel um Ben Strom, einen jungen Mann. Was hatte er mit der Geschichte zu tun? Als John die Klinik verließ, war es bereits dunkel. Der Oberinspektor blickte auf seine Uhr. Schon bald halb elf. John Sinclair setzte sich in seinen Wagen. Die quälende Unruhe wurde immer stärker. Was mochte diese Nacht noch bringen?

***

Immer mehr spürte Ben Strom diesen Drang. Unruhig ging der Holzfäller in seinem Zimmer auf und ab. Er konnte die Zeit bis Mitternacht kaum erwarten. Er befand sich in einem regelrechten Rausch.

In der unteren Etage hörte er seine Schwester in der Küche hantieren. Sie hatte das Radio eingeschaltet. Der Sender brachte Schlagermusik. Die Melodien waren hier oben so gut wie kaum zu hören.

Ben Strom rauchte. Etwas, was er sonst selten tat. Aber dieses rothaarige Weib hatte ihn verrückt gemacht. Sein normaler Verstand war völlig lahmgelegt.

An die warnenden Worte des Pfarrers dachte er nicht mehr. Mein

Gott, wie lange war das schon her?

Schließlich hielt es Ben nicht mehr aus. Draußen war es bereits dunkel, als er die Zimmertür hinter sich schloß. Unten im Flur wartete seine Schwester. Sie hatte gehört, daß Ben die Treppe hinuntergestiegen war.

»Wo willst du hin?« fragte Wanda Strom lauernd.

»Das habe ich dir doch schon gesagt.«

»Du willst also nicht auf meinen Rat hören.«

»Nein und nochmals nein. Ich bin mein eigener Herr. Und versuche nur nicht, mich zu hindern.«

Wanda Strom wich ein paar Schritte zurück. Diesen Ton hatte sie bei ihrem Bruder noch nie gehört. »Himmel, Ben, das Weib hat dich ja völlig verrückt gemacht.«

»Ach, was weißt du schon davon«, knurrte der Holzfäller und stieß seine Schwester zur Seite. »Geh aus dem Weg, zum Teufel.«

Ben Strom lief auf die Haustür zu. Gerade als Ben sie aufriß, schlug die altmodische Klingel an. Der Pfarrer stand auf der Schwelle.

Ben war so überrascht wie er. Doch der Holzfäller fing sich schneller. »Lassen Sie mich durch!« rief er böse.

Der Pfarrer trat zur Seite. Ben rannte an ihm vorbei in die Nacht hinaus.

Wanda Strom rang die Hände. »Holen Sie ihn zurück, Herr Pfarrer! Bitte, holen Sie ihn zurück!«

Pfarrer Harker lächelte. »Nun beruhigen Sie sich, Miss Strom. Was ist denn überhaupt geschehen?«

»Was geschehen ist?« wiederholte die Frau schrill. »Er läuft weg. Und wissen Sie wohin. Zu dem rothaarigen Weib. Zu dieser Ärztin. Er will sie heute nacht treffen. Diese Frau bringt Unglück. Ich spüre es.«

Den Pfarrer trafen die Worte wie Keulenhiebe. Er wurde wachsbleich unter der gebräunten Gesichtshaut.

»Lassen Sie uns erst mal ins Haus gehen, Miss Strom«, sagte er. »Da wollen wir alles bereden.«

Trotz der tröstenden Worte kam sich der Pfarrer hilflos wie niemals in seinem Leben vor. Hier standen Mächte gegen ihn, denen er im Augenblick nichts entgegenzusetzen hatte.

***

John Sinclair fand das Haus, in dem Ben Strom wohnte, erst nach einigem Suchen. Er hatte ein paar Dorfbewohner gefragt, doch die unfreundlichen Auskünfte hatten ihm kaum weitergeholfen.

John fuhr langsam. Der Bentley wirkte in dem gottverlassenem Ort wie ein Fremdkörper. Hier bestimmten noch Traktoren oder uralte Pkw-Modelle das Straßenbild.

Die Scheinwerfer rissen ein großes Loch in die Dunkelheit. Wie

gierige lange Finger strichen sie an den Hauswänden entlang. Im Dorf selbst war es ruhig. Sogar der Gasthof hatte geschlossen. Vereinzelt brannte in den Häusern Licht. Und als fahles Zentrum prangte die Scheibe des Vollmondes am Firmament. John Sinclair ließ seinen Wagen langsam ausrollen. Er brachte ihn direkt vor Stroms Haus zum Stehen. Das Haus selbst war einstöckig, wie fast alle Gebäude hier. Es war auch jemand da. John konnte die Umrisse zweier Personen hinter dem erleuchteten Fenster im Erdgeschoß sehen.

Der Oberinspektor löschte die Scheinwerfer und stieg aus. Mit tiefen Zügen sog er die frische Nachtluft in die Lungen. Die Haustür hatte eine altmodische Drehklingel. Das schrille Geräusch war sogar hier draußen gut zu hören. Schnelle Schritte näherten sich. Dann wurde die Tür aufgezogen. »Ben, ein Glück…« Die Frauenstimme verstummte. Schreckhaft geweitete Augen starrten John Sinclair an.

John lächelte freundlich und zeigte dann seinen Ausweis. Die schon etwas ältere Frau las ihn im Licht der Flurlampe. »Sie sind von der Polizei?« fragte sie und gab John den Ausweis zurück.

»Ja, Madam. Aber darf ich eintreten?«

»Bitte.« Die Frau gab den Weg frei. John bedankte sich mit einem Kopfnicken. Aus dem Hintergrund des Flures trat ein Mann auf John Sinclair zu. An der Kleidung erkannte der Oberinspektor in ihm einen Pfarrer. Beide, sowohl der Pfarrer als auch die Frau, wirkten verstört.

John beschloß, ohne große Vorrede direkt zur Sache zu kommen. »Ist Mr. Strom zu sprechen?« fragte er.

Die Frau schüttelte den Kopf und senkte dann den Blick. John merkte sofort, daß etwas nicht stimmte. »Wissen Sie denn, wann er zurückkommt?«

»Nein.«

Johns fragender Blick traf den Pfarrer, doch auch der zuckte mit den Schultern.

»Dieser Herr ist von der Polizei«, sagte Wanda Strom, und zu John Sinclair gewandt. »Ich bin Ben Stroms Schwester.«

Bei dem Wort Polizei hellte sich das Gesicht des Pfarrers auf. »Aber kommen Sie doch herein, Mister…«

»Oberinspektor Sinclair.«

»Bitte, Herr Oberinspektor.«

Der Pfarrer und Wanda Strom führten John in das Wohnzimmer. Es war einfach eingerichtet, doch alles blitzte vor Sauberkeit.

»Tja, Herr Oberinspektor, was können wir für Sie tun?« fragte der Pfarrer.

»Ich hätte ja lieber mit Mr. Strom persönlich gesprochen, aber das ist wohl nicht möglich. Es geht um folgendes.« Schnell und präzise berichtete John von seinen Erlebnissen und Vermutungen.

Die beiden Menschen hörten schweigend zu. Hin und wieder nickte

der Pfarrer bestätigend.

Wanda Strom hatte sich in einen Sessel gesetzt und die Hände in den Schoß gelegt. Ihr Blick schien in unendliche Fernen zu schweifen.

Schließlich war John fertig.

Es entstand eine kleine Pause. Dann begann der Pfarrer zu reden. »Ich wußte nicht, daß mein Küster einen Brief an Sie geschrieben hat. Ich hätte auch nie gedacht, daß er dazu den Mut aufbringen würde. Mut, der mir gefehlt hat. Aber das spielt jetzt keine Rolle. Sie haben Glück, Mr. Sinclair, daß ich gerade hier war. Ich wollte Ben Strom ebenfalls warnen, nichts Unüberlegtes zu tun. Ich hatte ein langes Gespräch mit ihm. Aber lassen wir das. Dieses Dorf, Herr Oberinspektor, ist verflucht. Ein grausames Schicksal hat zwölf unserer männlichen Einwohner getroffen. Vielleicht ist Ben Strom jetzt der dreizehnte. Ich will es Ihnen erklären. Vor Jahren hat es hier in der Gegend einmal Werwölfe gegeben. Man hat sie dann irgendwie ausgerottet, doch den Anführer nicht gefaßt. Es heißt, daß der Anführer mit einer Frau ein Kind gezeugt habe, und dieses Kind sei auch zur Welt gekommen. Es muß im Wald gelebt haben, denn manchmal haben die Holzfäller Kinderschreien gehört. Dann war plötzlich alles vorbei. Keine Wölfe, kein Kinderrufen – nichts, es war wie eine Erlösung. Bis vor einigen Monaten.«

Der Pfarrer tat einen tiefen Atemzug und wischte sich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn. Dann redete er weiter.

»Eine grausame Mordserie begann. Immer waren es Menschen aus diesem Dorf oder der näheren Umgebung. Der Verdacht fiel auf die Irrenanstalt, die vor zwei Jahren gebaut worden war. Ihren Aussagen nach, Herr Oberinspektor, hat er sich auch bestätigt. Doch das ist noch nicht alles. Wochen später fiel mir bei einem nächtlichen Rundgang auf, daß sich einige Männer aus unserem Dorf in Richtung Wald zurückzogen. An und für sich nichts Besonderes. Doch es wiederholte sich. Und immer in Vollmondnächten. Schließlich habe ich einen Mann verfolgt. Bis zum Ziel. Sie hatten sich auf einer Lichtung getroffen. Alle waren sie keine Menschen mehr, sondern Werwölfe. Ein Feuer loderte auf der Lichtung. Und mitten in den Flammen stand die Werwölfin.«

»Hatte sie rotes Haar oder einen roten Pelz?« fragte John gepreßt. »Ja.«

»Dann ist es Vivian Delano«, flüsterte der Oberinspektor rauh. Der Pfarrer nickte. »Sie war das Kind, das damals gezeugt worden ist. Die Natur hat ein grausames Spiel getrieben. Und der Wille des Satans hat diese Frau mit Dr. Cazalis zusammengeführt.«

»Dabei bin ich noch gar nicht sicher, ob Cazalis etwas von dem Treiben gewußt hat«, meinte John.

»Es waren nur Männer auf der Lichtung«, sagte der Pfarrer.

»Ich habe gesehen, wie sie sich zurückverwandelten. Ich war wie gelähmt und konnte nur noch beten.«

John schüttelte immer wieder den Kopf. Unglaubhaft war das, was hier geschehen war. Erst der verbrecherische Arzt, der ein Serum entwickelt hatte, und dann eine Frau halb Mensch halb Tier. Eine grausame Ironie des Schicksals.

Dr. Vivian Delano! John hatte geahnt, daß mit dieser Frau einiges nicht stimmte. Aber daß sie die Anführerin war…

Er mußte sie töten!

Leises Schluchzen schreckte ihn aus seinen Gedanken. John wandte den Kopf und sah Wanda Strom, die ihr Gesicht in beide Hände vergraben hatte.

Der Pfarrer trat zu der Frau und legte ihr behutsam die Hand auf den Kopf.

»Keine Angst, es wird schon alles gut werden.«

»Und Ben? Wenn ihm was passiert? Ich würde mir ein Leben lang Vorwürfe machen, daß ich ihn nicht zurückgehalten habe.«

Der Pfarrer hatte Mühe, die weinende Frau zu beruhigen. John Sinclair brannte die Zeit auf den Nägeln. Noch eine knappe halbe Stunde bis Mitternacht.

Er wandte sich an den Pfarrer. »Können Sie mir den Weg beschreiben?«

Der Pfarrer blickte John erstaunt an. »Was heißt beschreiben? Ich werde mit Ihnen gehen. Zu lange habe ich gezögert. Jetzt möchte ich dabei sein, wenn der Satan verliert.«

»Dann dürfen wir keine Sekunde mehr verlieren.«

»Einen Augenblick noch«, sagte der Pfarrer und verschwand in einem anderen Zimmer.

Als er wieder zurückkam, hielt er ein schlichtes, etwa ein Yard großes Holzkreuz zwischen den Fingern. »Hiermit werden wir die Brut zur Hölle schicken«, sagte er.

Seine Worte klangen wie ein heiliger Schwur.

***

Nicht nur Ben Strom war in dieser Nacht unterwegs. Auch zwölf weitere Männer huschten wie Schatten durch den nachtdunklen Wald. Wie von einem Magnet angezogen, näherten sie sich ihrem Ziel.

Die einsame Lichtung!

Sie kamen aus den verschiedensten Richtungen und gingen wie in Trance. Wenn sie sich trafen, sprachen sie nicht mal miteinander. Es schien, als hielten unsichtbare Fesseln sie gefangen. Ben Strom war bei den ersten. Seine Augen waren seltsam verdreht. Auf seinem Gesicht lag ein glücklicher Zug. Er dachte nur noch an die Frau, die er heute nacht ganz zu besitzen hoffte. Vergessen war sein früheres Leben,

vergessen seine Schwester, seine Kollegen – für ihn zählte nur noch Vivian Delano. Er spürte nicht mal die Zweige, die ihm während des schnellen Gehens ins Gesicht schlugen.

Stockfinster war es in dem großen Waldgebiet. Das Mondlicht schaffte es nicht, das Laubdach der Bäume zu durchdringen. Und doch fand jeder der Männer mit traumwandlerischer Sicherheit sein Ziel.

Die Lichtung war ein großer Kreis, wie mit einer Schere geschnitten. Ein dicker Grasteppich bedeckte den Boden. Um Mitternacht, bei Vollmond, fiel das Licht des Himmelskörpers nahezu senkrecht auf diese kleine Lichtung und beleuchtete sie mit seinem fahlen, gespenstischen Schein. Der Holzfäller erreichte den Fleck als erster. Andächtig blieb er stehen, das Gesicht dem Mond zugewandt. Er hatte die Augen halb geschlossen und schien das fahle Mondlicht geradezu in sich aufsaugen zu wollen. Innerhalb der nächsten Minute waren auch die anderen da. Schweigend verteilten sie sich am Rand der Lichtung. Jeder hatte in diesem Kreis seinen bestimmten Platz. Nur Ben Strom blieb in der Mitte stehen. Er mußte noch das Aufnahmeritual hinter sich bringen.

Und plötzlich war sie da. Vivian Delano! Niemand hatte sie gehört. Wie ein Schatten war sie aufgetaucht. Schön wie eine Göttin stand sie vor Ben Strom. Die roten Haare fielen als Vlies über ihre Schultern. Sie trug ein weites Gewand weißer Farbe. Ihr Gesicht war bleich, und die Lippen schimmerten dunkelrot.

Ben Strom vergaß zu atmen. Die Schönheit dieser Frau raubte ihm das letzte menschliche Denken.

Vivian Delano lächelte, und Ben Strom hatte das Gefühl, daß dieses Lächeln nur ihm allein galt.

Es war in der Tat so. Denn Ben Strom war der dreizehnte Mann.

Dreizehn Opfer mußten es sein, damit Vivian Delano von ihrem grausamen Fluch erlöst werden konnte.

Dreizehn Männer!

War diese Zahl erreicht, konnte sie wieder ein normales Leben führen, doch ihre Opfer blieben immer mordende Bestien.

Ein Werk, wie es nur der Satan selbst inszenieren konnte.

Vivian Delano hob beide Arme. Sie legte sie hinter ihren Nacken und öffnete mit einer kleinen Drehung den Verschluß ihres Gewandes.

Das Gewand rauschte zu Boden.

Darunter trug Vivian Delano nichts. Völlig nackt stand sie auf der vom Mondlicht übergossenen Lichtung.

Wie eine Flamme stieg das Verlangen in dem jungen Holzfäller hoch.

»Vivian«, stöhnte er. Seine Fäuste öffneten und schlossen sich krampfhaft.

»Komm! Komm her zu mir«, lockte die Frau den willenlosen Holzfäller.

Und Ben Strom gehorchte. Geblendet von der Schönheit und beseelt von dem Willen, diese Frau nur einmal zu besitzen, ging er vorwärts.

Vivian Delano trat nicht einen Schritt zurück. Im Gegenteil, sie kam Ben Strom sogar noch entgegen.

Weiche Arme umschmiegten seinen Nacken, und der nackte Körper preßte sich gegen den seinen.

Ben Strom vergaß alles. Er sah nicht, wie sich die Gesichtszüge der Frau verzerrten und das Grauen seinen Anfang nahm…

***

Nach einer Viertelstunde machte Pfarrer Harker schlapp. Der schon ältere Geistliche war diesem Marschtempo nicht mehr gewachsen. Er lehnte sich an einen Baumstamm und rang nach Luft. »Ich kann nicht mehr, habe mir wohl zuviel zugemutet. Gehen Sie allein weiter.«

John Sinclair, der einige Schritte voraus ging, war stehengeblieben. Er überlegte noch eine Sekunde und sagte dann: »Gut, Herr Pfarrer.«

»Ich komme dann nach«, keuchte Pfarrer Harker. »Und alles Gute, mein Junge«, fügte er noch leise hinzu. »Gott möge Sie beschützen.«

John lächelte zuversichtlich und ging weiter. Nach drei Schritten war schon nichts mehr von ihm zu sehen. Der Wald und die Dunkelheit hatten ihn verschluckt. Auch John atmete schwer. Der Schweiß klebte ihm am Körper. Aber der Oberinspektor hatte eine eiserne Konstitution, und er verfügte über große Kraftreserven. Der Wald lebte.

Überall hörte John Geräusche. Ein Uhu strich haarscharf über seinen Schädel hinweg. Für einen Augenblick sah John die hellen Augen. Rechts von ihm huschte ein Tier aus dem Unterholz. Alles ging so schnell, daß John nicht erkennen konnte, was es war.

Große Angst hatte er davor, sich zu verlaufen. Aber Pfarrer Harker hatte unterwegs die genaue Richtung erklärt. Es durfte einfach nichts mehr schieflaufen.

Der Oberinspektor warf einen Blick auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr.

Noch zehn Minuten bis Mitternacht!

Der Oberinspektor verdoppelte seine Anstrengungen. Zweige und vom letzten Regen feuchte Blätter klatschten ihm ins Gesicht. Aus dem Boden ragende Baumwurzeln bildeten rutschige Hindernisse.

Doch trotz aller Widrigkeiten schaffte es John Sinclair. Plötzlich sah er den Feuerschein. Wie ein rotes Tuch lag er über den Baumwipfeln. Das Ziel war nah.

Vorsichtig pirschte sich John weiter. Längst lag die mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole in seiner rechten Hand. Wie ein Tier der Nacht glitt John Sinclair immer näher an die Lichtung heran.

Kein Laut war zu hören. Die gräßlichen Vorgänge mußten sich in

gespenstischer Stille abspielen.

Nur noch wenige Yards trennten ihn von der Lichtung. Die Flammen warfen tanzende Lichtbahnen zwischen die Bäume. Die dicken Äste und Zweige erschienen John wie Gebilde aus der Urzeit.

Die Stille war nervenzermürbend.

Kein Tier hielt sich in der Umgebung auf. Es war, als spürte jede Kreatur die Anwesenheit des Bösen. Und dann stand John am Rand der Lichtung. Die freie Fläche begann praktisch ohne Übergang.

Schnell duckte sich der Oberinspektor hinter einem Baumstamm. Die plötzliche Helligkeit hatte ihn geblendet, und es dauerte etwas, bis sich seine Augen an die neuen Lichtverhältnisse gewöhnt hatten.

Vorsichtig schob John seinen Kopf hinter dem Baumstamm hervor.

Mit einem Blick konnte er das Geschehene übersehen. Was er sah und hörte, ließ ihm die Haare zu Berge stehen…

***

Urplötzlich zuckte eine Flammenwand aus dem Boden. Im selben Augenblick stieß Vivian Delano den Holzfäller zurück.

Blitzschnell hüllte das Feuer die Frau ein.

Wie hungrige Zungen leckten die Flammen an Vivians Körper hoch, glitten über Arme, Beine und trafen sich oberhalb ihres Kopfes zu einer blaurot schimmernden Lohe.

Ben Strom, der durch den unerwarteten Stoß zu Boden gefallen war, sah mit weit aufgerissenen Augen, wie sich die Ärztin zu verwandeln begann.

Während sie in der feurigen Lohe eingeschlossen war, begann ihr Körper zu wachsen. Er streckte sich, veränderte seine Form.

Haare wuchsen, lange rote Haare, die aussahen wie Seide. Zuerst entstanden sie nur an den Beinen, doch dann wuchsen sie in Windeseile weiter, erreichten die Hüften, den Oberkörper, den Hals – und das Gesicht.

Innerhalb von Sekunden verdichteten sie sich zu einem rötlich schimmernden Pelz.

Eine gräßliche Wolfsschnauze stach aus den Flammen hervor. Vivian Delano war zu einer Werwölfin geworden! Gleichzeitig fielen die Flammen zusammen. Das kalte Höllenfeuer flackerte noch ein letztes Mal und verlöschte. Kein Grashalm war verbrannt. Nichts. Nach wie vor lag die Lichtung so, wie sie vorher gewesen war, im Schein des Mondes. Die Wölfin wandte den Kopf. Rote Augen funkelten triumphierend, als sie über ihre zwölf Diener blickte. Auch sie hatten sich verwandelt, waren zu Werwölfen geworden!

Wie auf Kommando standen sie auf. Schrittweise zogen sie den Kreis um die Werwölfin und den Holzfäller enger.

Nun war die Entscheidung gekommen. Die Sekundenzeiger der Uhren

näherten sich der Geisterstunde. Jetzt triumphierte die Hölle.

Die Werwölfe blieben stehen. Sie hatten den Kreis so eng gezogen, daß Ben Strom keine Möglichkeit mehr blieb, zu entkommen. Er hatte sich entschieden und sollte nun den Preis zahlen. Er war das dreizehnte Opfer, das Vivian Delano brauchte, um von dem grausamen Fluch erlöst zu werden. Die Wölfin fletschte die Zähne. Und dann drang Vivian Delanos Stimme aus dem gräßlichen Körper. »Willst du mich immer noch, Ben Strom?«

Der Holzfäller hatte sich aufgerichtet. Sein Blick fieberte. »Ja!« rief er. »Dann komm!«

***

»Halt!« Wie das Grollen eines Donners hallte John Sinclairs Stimme über die Lichtung.

Der Oberinspektor stürmte vor, durchbrach mit zwei wuchtigen Stößen den Kreis der Bestien. Und dann stand er vor Vivian Delano.

Mit einer blitzschnellen Bewegung riß er ihr Ben Strom aus den Pranken.

John wußte, daß er hier einer Überzahl von Gegnern gegenüberstand. Ein Befehl nur von der Wölfin, und sie würden ihn zerfleischen.

Deshalb mußte er die Initiative an sich reißen und das Schlimmste verhindern.

»Du Narr!« schrie die Wölfin. »Du hirnverbrannter Narr! Glaubst du im Ernst, gegen mich ankämpfen zu können? Dieses lächerliche Spielzeug in deiner Hand wird dir nichts nützen! Gar nichts!«

»Dieses lächerliche Spielzeug ist mit geweihten Silberkugeln geladen«, sagte John.

Die Wölfin zuckte zusammen. John spürte, daß sie seine Worte getroffen hatten. Ihr Blick – vorhin noch siegessicher – wurde ängstlich.

»Du bluffst, John Sinclair!« rief sie.

»Nein«, erwiderte John. »Ich bin nicht zufällig hier. Und du bist auch nicht die erste Höllenkreatur, die mir über den Weg läuft. Man nennt mich den Geisterjäger, und ich werde auch diesmal meine Pflicht erfüllen.«

Da griff die Wölfin zum letzten Mittel. Sie wollte ihre Helfer einsetzen. »Packt ihn!« brüllte sie. »Bringt ihn um…«

John feuerte. Zweimal.

Die peitschenden Echos übertönten die Worte der Wölfin. Beide Kugeln hatten getroffen.

Mit einem gellenden Schrei brach Vivian Delano zusammen. Das Fell, vor wenigen Sekunden noch dicht und fest, schrumpfte zusammen. Ein nackter Frauenkörper kam zum Vorschein.

John Sinclair wirbelte herum. Noch waren die anderen da.

Doch das makabre Spiel war schon beendet.

Nach dem Tod der Werwölfin hatten auch die anderen Bestien wieder ihre normale Gestalt angenommen.

John Sinclair sah in ratlose Gesichter, in denen sich Angst, Hilflosigkeit und Grauen spiegelte.

Die Männer sahen an sich hinab. Ihre Kleidung war zum Teil aufgeplatzt, die Nähte gerissen.

John Sinclair warf noch einen letzten Blick auf die tote Vivian Delano. Er bückte sich und schloß ihre Augen. »Jetzt hast du deinen Frieden«, sagte er.

Und dann gab er einige Erklärungen ab. Er war gerade damit fertig, als Pfarrer Harker die Lichtung betrat.

Der Pfarrer brauchte Sekunden, um zu begreifen. Doch dann begannen seine Augen zu leuchten.

»Der Fluch ist getilgt, das Böse ist besiegt. Hawick kann wieder aufatmen.«

Man brauchte kein Spezialist zu sein, um zu erkennen, daß in der Stimme des Pfarrers der Glaube an das Gute in dieser Welt wie eine Fanfare mitschwang.

Und so sollte es auch sein.

***

Für John Sinclair gab es noch viel Arbeit. Er hatte sein Hauptquartier in der Heilanstalt aufgeschlagen. Plötzlich war auch die Presse da. Sogar aus dem fernen London waren die Reporter gekommen.

Aber der Oberinspektor hatte Zeit genug gehabt, sich eine plausible Geschichte einfallen zu lassen. Er schob alles auf Dr. Cazalis und dessen teuflische Experimente. Natürlich erwähnte er nichts von den Werwölfen. Er sprach im allgemeinen über verbrecherische Tierversuche, die dieser Mann gemacht hatte.

John wohnte während der Zeit in Hawick. Der Pfarrer hatte ihm ein Zimmer überlassen. John war aus dem Hotel ausgezogen.

Vivians Leiche war in das gerichtsmedizinische Institut von London überführt worden. Der Werwolf, den die Holzfäller im Wald getötet hatten, war begraben worden. Nur John Sinclair und der Pfarrer kannten die Stelle. Nach fünf Tagen führ der frischgebackene Oberinspektor wieder in Richtung London. Dort wurde er bereits erwartet. Von Bill Conolly.

Johns Freund war leicht ärgerlich, daß er diesmal nicht informiert worden war. Dafür jedoch war Sheila Conolly um so erfreuter, denn diesmal hatte sie ihren Mann ganz für sich gehabt. Und das kam selten genug vor, wie sie immer behauptete.

ENDE